1,30 DM / Band 52
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der doppelte Dämon

Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Der doppelte Dämon

John Sinclair Nr. 52

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 03.07.1979

Titelbild von Rhodes

Sinclair Crew

Der doppelte Dämon

Die Luft war von einem unheimlichen Sausen und Brausen erfüllt. Sie flimmerte. Und dann stand er da: der Schwarze Tod, die rechte Hand des Teufels. Sein bleicher Schädel sah grauenerregend aus. Die hellen Augen starrten unentwegt auf den mächtigen Granitblock, den sieben Mönche vor vielen Jahren vor den Eingang der Höhle gewälzt hatten.

Aus der Knochenhand des Schwarzen Tods zuckte ein Blitz auf den Granitblock zu. Der Felsen zersprang mit Donnergetöse.

Und die knöcherne Erscheinung rief mit dröhnender Stimme: »Steh auf, Sardo! Verlasse dein Felsengrab, denn ich habe dich befreit. Gehe hin und tue Böses!« Ein tiefes Seufzen drang aus der Höhle. Sardo, der doppelte Dämon, erwachte…

Sardo ächzte. Im schwarzen Schatten der Höhle lag er auf dem harten Boden. Noch war er schwach. Aber die Kraft der Hölle, vom Schwarzen Tod übermittelt, zeigte allmählich Wirkung.

Sardo war ein grauenhaftes Scheusal. Er gehörte zu den schrecklichsten Dämonen, die Australien jemals heim gesucht hatten.

Er hatte geraubt, gemordet und gebrandschatzt. Er hatte die Lehren des Teufels im Land verbreitet und hatte viele Seelen in die Dimensionen des Grauens hinabgeschleudert.

Die Unterwelt hatte mit ihm zufrieden sein können. Er hatte entsetzliche Morde verübt und Angst und Schrecken unter den Menschen verbreitet.

Einmal – nur ein einziges Mal war er unvorsichtig gewesen. Er hatte die sieben Mönche unterschätzt, die sich aufgerafft hatten, um ihm das Handwerk zu legen.

Er hatte sie ausgelacht und verspottet, als sie mit ihren Fackeln angerückt waren. Er hatte geglaubt, sie könnten ihm nichts anhaben, und er war entschlossen gewesen, ein furchtbares Blutbad unter ihnen anzurichten.

Aber es war anders gekommen.

Die Mönche hatten sich mit Symbolen des Lichts bewaffnet. Keiner von ihnen trug ein Schwert, eine Pistole oder ein Gewehr.

Nein, Wahrzeichen des Guten trugen sie in ihren Händen. Von ihnen ging ein lähmende Kraft aus, gegen die sich Sardo nicht zu schützen vermochte. Er fühlte sich krank und schwach.

Zum erstenmal in seinem verderbten Leben mußte er fliehen. Heulend und tobend nahm er vor den sieben mutigen Mönchen Reißaus.

Er verbarg sich in einer Höhle, ohne zu begreifen, daß er sich damit selbst eine Falle gestellt hatte.

Mit vereinten Kräften und unter Zuhilfenahme von stabilen Hebeln wälzten die Mönche einen gewaltigen Granitblock vor den Höhleneingang. Und damit ihn Sardo mit seinen mächtigen Fäusten nicht fortbewegen konnte, sicherten sie den Felsen mit weißmagischen Symbolen.

Tagelange Gebete entkräfteten den Dämon schließlich so schwer, daß er sich auf den Höhlenboden legen mußte.

Er fiel in einen viele Jahre währenden Tiefschlaf. Die Mönche dachten, Sardo wäre tot. Aber das war ein Irrtum.

Wie ein Insekt, das ohne Nahrung größere Zeitspannen überlebt und aus irgendeinem Anlaß wieder erwacht und erneut zur Plage wird, so überdauerte auch Sardo die Zeiten.

Von den sieben Mönchen lebte keiner mehr. Sie waren dorthin gekommen, was sie Himmel nannten. Sardo wußte davon.

Er bedauerte, daß diese Männer bereits tot waren, denn dadurch war

es ihm nicht mehr möglich, Rache an ihnen zu nehmen.

Dort, wo die Mönche nun waren, konnte ihnen der Dämon nichts anhaben. Sie waren eingetaucht in das ewige Licht, wo sie für immer vor dem Bösen sicher waren.

Abermals ächzte Sardo.

Er richtete sich auf. Häßlich war er. Abstoßend häßlich. Er war nackt, wenn man von der roten Hose und den schäbigen alten Schuhen absah. Unter seiner glatten Haut zuckten stählerne Muskeln. Sein Kopf erinnerte an den eines Gorillas, und seine Augen versprühten dämonische Bosheit.

Frei!

Er war wieder frei!

Der Schwarze Tod hatte den für Sardo unüberwindlichen Granitblock zertrümmert, und nun tauchten die Kräfte des Bösen in seinen koloßhaften Körper ein.

Wohlbefinden breitete sich in ihm aus. Er erstarkte wieder, fühlte sich unbesiegbar wie einst. Sein Gehirn produzierte bereits wieder schreckliche Gedanken.

Er wollte sein Werk fortsetzen, hatte die Absicht, dem Bösen auf dieser Welt die Wege zu ebnen, damit es sich ausbreiten und den gesamten Erdball überwuchern konnte.

Die Nacht neigte sich ihrem Ende entgegen. Im Osten zog ein heller Schimmer am Horizont herauf. Sardo war zwar ein Schattenwesen, aber er hatte das Tageslicht nicht zu fürchten. Er war kein Untoter, kein Vampir…

Mit einem bösartigen Knurren verließ er die Höhle. Nie wieder würde er in dieses steinerne Gefängnis zurückkehren. Die Zeiten der Ruhe waren vorbei. Der Schwarze Tod hatte ihn nicht befreit, damit er dem Müßiggang huldigte. Die rechte Hand des Teufels wollte Taten sehen.

Und an solchen Taten würde es – bei Asmodis – bestimmt nicht mangeln!

Sardo prüfte seine dämonischen Reflexe. Nur langsam besann er sich wieder all der Fähigkeiten, die vor vielen Jahren in ihm gewesen waren.

Tappend und schwerfällig machte er die ersten Schritte.

Die Erde erzitterte unter seinen Füßen. Er blähte den Brustkorb auf und entfesselte einen Sturm, den er über das Land blies. Ein Baum, der in Sardos unmittelbarer Nähe stand, wurde entwurzelt, hochgerissen und weit fortgeschleudert.

Sardo stieß ein dröhnendes Gelächter aus.

Er trommelte mit seinen mächtigen Fäusten auf den voluminösen Brustkorb. »Ich bin wieder der alte!« brüllte er in das feuchte Morgengrauen hinein. »Die neue Menschengeneration, die das Erbe

ihrer Väter übernommen hat, wird mich von meiner schrecklichsten Seite kennenlernen. Ich war gezwungen, lange Zeit zu ruhen, mußte untätig sein, doch damit ist es nun vorbei! Ich bin wieder da und werde furchtbarer wüten als je zuvor!«

Der Tag brach an.

Die Natur erwachte. Sardo testete seinen Körper weiter. Immer neue Fähigkeiten von einst kamen ihm wieder in den Sinn.

Es machte ihm Spaß, sie auszuprobieren. Im Moment konzentrierte er sich auf seinen koloßhaften Körper.

Sardo begann sich schlagartig zu verkleinern. Er schrumpfte so schnell, daß ein Mensch den Prozeß nur mit Mühe beobachten konnte.

Bald war er nur noch wenige Zoll groß.

Aber dann schoß er wieder jäh empor und nahm die bedrohliche Größe eines mehrstöckigen Hauses an.

Das vergnügte ihn. Er lachte aus vollem Halse. Er war übermütig, stieß sich vom Boden ab und raste durch die Luft.

In Gedankenschnelle legte er eine Meile zurück. Als seine Füße wieder den Boden berührten, machte er sich probehalber unsichtbar.

Und als er wieder sichtbar war, spaltete sich sein Körper. Zunächst nur bis zur Hüfte. Jetzt hatte er zwei Köpfe und vier Arme. Und als er gleichzeitig einen Schritt nach links und einen nach rechts machte, stand er in doppelter Ausführung da.

Diese Fähigkeit der Verdoppelung besaßen nur wenige Dämonen. Und weil er dazu imstande war, war er in die Analen der Geschichte als der doppelte Dämon eingegangen.

Der Vormittag verging.

Sardos Übermut ließ allmählich nach. Er begann Pläne zu schmieden. Er wollte seine alte Tätigkeit wieder aufnehmen, hatte aber die Absicht, sich hinter einer menschlichen Fassade zu verbergen.

Er brauchte deshalb einen Wirtskörper, in den er sich einnisten konnte. Jeder Körper war dafür geeignet.

Sardo würde nicht wählerisch sein. Jede Person war ihm recht.

Hämisch grinsend stellte er mehrere magische Fallen. Danach legte er sich auf die Lauer.

Am späten Nachmittag war es dann soweit. Zwei Männer schlenderten über die unbefestigte Straße.

Geradewegs auf die unsichtbare Falle zu…

***

Wir waren bester Laune. Der Schwarze Tod, mein Supergegner, Myxin, der Magier, und der Spuk waren für kurze Zeit vergessen. Wir flachsten und alberten wie Kinder und waren so fröhlich wie schon lange nicht.

Ich lenkte meinen silbergrauen Bentley mit dem nötigen Feingefühl.

Neben mir saß die Privatdetektivin Jane Collins. Sie war die reinste Augenweide.

Ein herrliches Wochenende lag hinter uns. Wir hatten es abseits vom Londoner Großstadttrubel in der Einsamkeit der Chiltern Hills verbracht: Es hatte keine Geister und Dämonen gegeben, keine Kriminalfälle, kein Telefon. Wir hatten uns nicht einmal eine Zeitung gekauft.

Nichts sollte die friedliche Zweisamkeit stören, und nichts hatte sie gestört. Wir hatten es beide nötig gehabt, neue Kräfte zu tanken, denn sowohl Jane als auch ich hatten in letzter Zeit eine Menge um die Ohren gehabt.

Da der Mensch keine Maschine ist, braucht er hin und wieder auch eine kleine Verschnaufpause, um hinterher mit neuem Schwung und Elan an die Arbeit heranzugehen.

Es hatte darüber hinaus auch der Beziehung zwischen Jane und mir gutgetan, daß wir dieses Wochenende für uns allein gehabt hatten, denn in den letzten Wochen hatten wir uns kaum gesehen.

Der Himmel war bleigrau. Die Dämmerung setzte ein.

Die blonde Jane schüttelte ihre wilde Mähne. Sie betrachtete mein Profil und sagte: »Du bist der hübscheste Oberinspektor von Scotland Yard, den ich kenne, John.«

»Vielen Dank für die Blumen. Soll ich dir jetzt auch ein Kompliment machen, oder möchtest du lieber die Wahrheit hören?« erwiderte ich feixend.

»Hast du vielleicht etwas an mit auszusetzen?«

»Nicht doch. Ich liebe deine krummen Beine. Ich bin ganz verrückt nach deinem flachen Busen und den Fettwülsten an deiner Hüfte. Und ganz besonders hat es mir deine breite Boxernase angetan.«

Nichts von dem, was ich gesagt hatte, stimmte. Jane war bildschön. Sie wußte das auch.

Deshalb lachte sie aus vollem Halse und sagte: »Du bist ein Scheusal, John. Aber vermutlich liebe ich dich gerade deshalb.«

Es waren nur noch wenige Meilen bis nach London. Jane fragte mich, ob sie mich mit einem Lutschbonbon verwöhnen solle.

Ich hatte nichts dagegen. Sie richtete sich auf, drehte den Oberkörper und streckte die Hand nach ihrer Tasche aus.

Der Sicherheitsgurt hinderte sie jedoch daran, die Handtasche auf dem Rücksitz zu erreichen.

Deshalb hakte sie ihn kurz los.

Sie hätte es nicht tun sollen!

Kaum hatte sich Jane losgeschnallt, da passierte es…

Die Fahrt war bisher ruhig und ohne Zwischenfall verlaufen, deshalb erschrak ich ziemlich heftig, als ich plötzlich einen Wagen auf unserer Fahrbahnseite auf uns zurasen sah.

Die gegenüberliegende Fahrspur war frei!
Der Fahrer, der uns mit seinem Fahrzeug entgegenkam, überholte kein anderes Fahrzeug. Er fuhr einfach rechts. Als hätte er die Absicht, sich auf diese unverantwortliche Weise das Leben zu nehmen.
Und damit er nicht allein ins Jenseits gehen mußte, wollte er Jane Collins und mich auf den langen Weg mitnehmen.
Wir hatten aber keine Lust, das Zeitliche zu segnen.
Ich stieß einen Warnschrei aus. Jane Collins zuckte herum. Alles ging so schnell, daß ich kaum mit dem Denken mitkam.
Mein Pulsschlag wollte die Gelenke sprengen. Mein Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen. Ich preßte die Kiefer fest zusammen. Meine Augen wurden schmal.
Mit ganzer Kraft trat ich auf die Bremse. Der Bentley rutschte mit blockierten Pneus über die graue Asphaltdecke. Die Reifen quietschten schrill. Ich achtete darauf, daß das Fahrzeug nicht ausbrach.
Jane stemmte sich mit beiden Händen gegen das Armaturenbrett.
Ab einem gewissen Zeitpunkt lief vor meinen Augen alles wie in Zeitlupe ab. Die Katastrophe schien nicht mehr zu verhindern zu sein.
Der schwarze Wagen, der uns entgegenkam, verringerte sein Tempo nicht. Im Gegenteil. Ich hatte das Gefühl, daß der Fahrer, der den Verstand verloren haben mußte, sogar noch beschleunigte.
Die grauenvollen Sekunden dehnten sich.
Ich war machtlos.
Mir schoß durch den Kopf, daß nur ich angegurtet war. Der Aufprall würde Jane zum Verhängnis werden.
Der schwarze Wagen raste auf uns zu.
Das Licht der Bentley-Scheinwerfer stach durch die Frontscheibe und erfaßte eine Horrorgestalt.
Ich sah den bleichen Totenschädel, die hellen Augen und wußte sofort, wen ich vor mir hatte.
Es war der Schwarze Tod!
Er wollte Jane und mich umbringen. Ich reagierte in letzter Sekunde instinktiv, riß das Lenkrad nach links und zog den Bentley damit von der Straße. Es rumpelte, knirschte und krachte.
Der Bentley kippte links vorne nach unten und sackte in den Graben. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Jane nach vorn gerissen wurde.
Ich selbst schlug mit dem Kopf hart gegen die Türstrebe und war nahe daran, die Besinnung zu verlieren.
Mitten hinein in meine dumpfe Benommenheit hallte ein höhnisches Gelächter, und dann vernahm ich die schaurige Stimme meines mächtigen Gegners. Er brüllte: »Wir sehen uns in Australien wieder, John Sinclair!«
Die Stimme verhallte.
Stille folgte. Und ich kämpfte verbissen gegen eine bleierne

Ohnmacht an.

***

Sie schritten nebeneinander her, die beiden Australier. Der eine hieß Noah Nantwick und war Maler. Der andere hieß Nico Nantwick und war Schafzüchter. Noah und Nico waren Brüder.

Nico war achtunddreißig, vier Jahre älter als Noah. Sie waren beide gleich groß, hatten scharfgeschnittene Züge, waren schlank und wirkten kräftig.

Man hätte sie bei flüchtigem Hinsehen für Zwillinge halten können. Auf Anhieb konnte man sie nur durch ihre Haarfarbe unterscheiden. Noah war weizenblond, während Nico fast schwarzhaarig war.

Nico Nantwicks Schafzucht im Norden von Melbourne konnte sich sehen lassen. Die Großfarm stand finanziell auf gesunden Beinen.

Mit der Wolle und dem Fleisch von Schafen war ein gutes Geschäft zu machen. Vor zehn Jahren war die Farm noch ein mittelmäßiger Betrieb unter der Leitung von Barry Nantwick, dem Vater der Brüder, gewesen.

Nach Barry Nantwicks Tod hätte Noah die Hälfte der Farm übernehmen können. Er hatte aber darauf verzichtet, denn er war ein künstlerisch veranlagter Mensch, den es an die Staffelei drängte.

Er sah keinen Lebensinhalt darin, mit den Schafen Geld zu verdienen. Zu Geld hatte Noah Nantwick ein eher gestörtes Verhältnis, während Nico Nantwick gut mit Geld umgehen konnte.

»Ich bin froh, daß wir uns wieder vertragen, Noah«, sagte Nico Nantwick lächelnd.

Noah blieb stehen. Er schaute dem Bruder in die Augen und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich auch, Nico. Brüder sollten sich nicht streiten. Sie sollten wie Pech und Schwefel zusammenhalten.«

»Von nun an werden wir das.«

»Ja, Nico.«

»Deine Hand darauf«, verlangte Nico Nantwick. Er streckte Noah die Hand entgegen.

»Ich habe mich unmöglich benommen«, sagte Noah und senkte verlegen den Blick.

»Ich konnte deine Reaktion verstehen. Du hast mit Mildred ein halbes Jahr zusammen gewohnt. Du hast sie geliebt…«

»Ich wollte sie heiraten.«

»Davon wußte sie nichts. Als ich ihr begegnete, war mir, als hätte mich ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Es war mir unmöglich, Mildreds Nähe zu meiden. Ihr ging es genauso. Wir spürten von Anfang an, daß wir füreinander bestimmt waren. Mein Herz sagte mir, daß Mildred mit dir nicht glücklich werden würde, weil sie mich liebte. Als ich sie fragte, ob sie meine Frau werden wollte, weinte sie

deinetwegen. Sie wollte dir nicht wehtun, hatte aber gleichzeitig den unbändigen Wunsch, mich zu heiraten…«

»Ich hätte Verständnis dafür aufbringen müssen«, sagte Noah Nantwick ernst. »Statt dessen reagierte ich mit Zorn und Wutanfällen. Ich war nicht Mildreds Mann. Sie war frei. Sie durfte sich ungehindert entscheiden. Trotzdem habe ich sie geschlagen. Das werde ich mir nie verzeihen.«

»Du solltest es vergessen. Auch Mildred trägt es dir nicht mehr nach. Es gibt nichts mehr, was unser Verhältnis zueinander trübt, Noah, und darüber freue ich mich.«

Die Männer gingen weiter.

Sie näherten sich einer kleinen Baumgruppe.

»Ich habe dich gehaßt«, gestand Noah Nantwick.

»Das weiß ich«, sagte Nico. »Ich konnte dich verstehen.«

»Du hast mir, als wir noch Kinder waren, immer alles weggenommen. Wenn ich mich wehrte, hast du mich verprügelt.«

»Ich verspreche dir, ich werde dir nie wieder etwas wegnehmen, Noah.«

»Du hast ja jetzt alles.«

»Laß uns über deine künstlerischen Pläne reden, Noah«, schlug Nico Nantwick vor. »Was macht die Malerei?«

»Nach den anfänglichen Hungerjahren haben sich inzwischen die ersten Erfolge eingestellt.«

»Das freut mich für dich, Noah.«

»Ich reise viel. Meine Bilder werden in Perth, Adelaide, Canberra, Sydney und anderen Städten ausgestellt. In vier Wochen gibt es in Melbourne eine Vernissage. Der Kulturstadtrat von Melbourne hat mich beauftragt, ein riesiges Mosaik zu entwerfen, das in einem neuen Park seinen Platz haben soll. Du weißt, ich konnte mit Geld noch nie viel anfangen, deshalb hat es mir auch nichts ausgemacht, daß ich lange Zeit keines hatte. Jetzt wächst mein Bankkonto von Monat zu Monat, aber ich lebe immer noch so einfach und bescheiden wie früher…«

Noah Nantwick stockte plötzlich.

Er hatte zu Boden gesehen, während er sprach. Als er dann Nico wieder anschauen wollte, war dieser nicht mehr da.

Verständnislos blickte Noah Nantwick sich um. Er war an der kleinen Baumgruppe vorbeigeschlendert, ohne es zu merken.

War Nico hinter einen der Bäume getreten? Wieso hatte er nichts gesagt?

Er hatte ihn, Noah, einfach weiterreden lassen. Noah Nantwick ärgerte sich darüber. In Wirklichkeit schien es ihn nicht zu interessieren, was die Malerei machte und wie es seinem Bruder ging.

Verdrossen machte Noah Nantwick auf den Absätzen kehrt. »Nico!«

rief er. »Nico, wo bist du?«

Er erhielt keine Antwort. Das vergrößerte Noahs Ärger. Was bezweckte Nico damit? Warum versteckte er sich?

»Also, Nico, ich muß schon sagen, ich finde dieses Versteckspielen wirklich zu albern. Wir sind keine Kinder mehr!«

Noah erreichte die Bäume. Ihre Kronen waren ausladend und spendeten reichlich Schatten.

»Nico, laß doch den Quatsch!« rief Noah Nantwick erbost. Er sah hinter jeden Baum. Nico schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

»Jetzt reicht's mir!« rief Noah brummig. »Wenn du das witzig findest, dann muß ich dir sagen, daß ich nicht darüber lachen kann. Ich gehe jetzt zum Landrover zurück. Wenn du nicht mitkommst, fahre ich ohne dich ab.«

Verdrossen vernahm er das Knacken eines morschen Astes. Er drehte sich um und sah Nico.

»Also wirklich, ich fand das überhaupt nicht ulkig«, knurrte Noah.

Nico Nantwick ging auf ihn zu. Er war plötzlich verändert. Seine Miene war härter geworden. Die Augen blickten unerbittlich, böse und gemein.

»Wo hast du gesteckt?« wollte Noah wissen. Ihm fiel die Veränderung an seinem Bruder nicht auf. Er spürte zwar die Kälte, aber ihm wurde nicht bewußt, daß Nico es war, der sie verströmte.

Nico antwortete nicht.

»Ich habe dich etwas gefragt!« sagte Noah mißgelaunt. »Bist du auf einen Baum geklettert? Was wolltest du damit beweisen? Daß du immer noch gelenkig bist?«

Nico schwieg weiter.

Noah konnte nicht wissen, daß sein Bruder seit wenigen Augenblicken den Dämon Sardo im Leib hatte.

Wortlos gingen die Männer nebeneinander her. Wie Fremde.

Noah setzte sich in seinen Landrover. Nico nahm neben ihm Platz. Er starrte stumm durch die Frontscheibe.

Noah schüttelte verständnislos den Kopf. Nico mußte den Verstand verloren haben. Anders konnte er sich diese plötzliche Wesensänderung nicht erklären.

Schlecht gelaunt brachte er Nico nach Hause. Die Bruchstelle, die eben erst von beiden Seiten mit gutem Willen gekittet worden war, klaffte mit einemmal wieder tief auf.

Und es sah danach aus, als ob die Brüder nun vollends voneinander getrennt würden…

***

Ich hatte ein ekelhaftes Würgen im Hals. Mühsam gelang es mir, zu verhindern, daß ich das Bewußtsein verlor. Mit vom Unfallschock

zitternden Händen löste ich meinen Gurt.

Ich öffnete die Tür und pumpte Sauerstoff in meine Lungen. Langsam erholte ich mich. Mein Herz krampfte sich zusammen, als mein Blick auf Jane Collins fiel.

Mich überlief es kalt.

Ich dachte, Jane wäre tot.

Sie lehnte am Dachholmen, Blut rann ihr über das bleiche Gesicht. Sie regte sich nicht. Ihre Augen waren geschlossen. Das blonde Haar klebte an ihrer feuchten Stirn.

Mein Herz hämmerte gegen die Rippen. »Jane!« schrie ich. Verzweiflung lag in meiner Stimme, die sich fremd und spröde anhörte.

Ich sprang aus dem Bentley. Meine Beine wollten mir nicht gehorchen. Ich knickte ein, fing mich an der Wagentür, zog mich zähneknirschend hoch.

Wütend warf ich einen Blick über das Wagendach. Von dem Fahrzeug, in dem der Schwarze Tod gesessen hatte, war nichts mehr zu sehen.

Ich war sicher, daß das schwarze Fahrzeug sich in dem Moment, wo wir in den Graben gesaust waren, in Luft aufgelöst hatte.

Verbissen zwang ich mich, auf den Beinen zu bleiben. Meine Knie waren weich wie Gummi. Aber ich erholte mich allmählich wieder.

Hastig lief ich um das Auto herum. Vorsichtig öffnete ich die Tür auf der Beifahrerseite. Jane rutschte mir entgegen.

»Jane!« flüsterte ich besorgt und fing sie auf. Sie fühlte sich kalt an. »O mein Gott!« stöhnte ich.

Behutsam hob ich sie aus dem Wagen. Ich legte sie ins Gras, zog mein Jackett aus, bettete ihren Kopf darauf.

Sie sah schrecklich aus. Ihr ganzes hübsches Gesicht war voll Blut. Ich tastete nach ihrem Puls.

In meiner Aufregung konnte ich ihn nicht mehr fühlen. Das machte mich nervös.

Aber dann spürte ich doch das leise Klopfen – ein vages Zeichen, daß Janes Lebensuhr noch nicht stehengeblieben war.

Ich richtete mich auf, beugte mich in den Wagen, griff nach dem Hörer des Autotelefons und forderte einen Krankenwagen an.

Kaum hatte ich den Hörer in die Halterung zurückgeschoben, da hielt auf der Straße ein schwerer amerikanischer Straßenkreuzer an.

Ein untersetzter, übergewichtiger Mann, elegant gekleidet, erschien in meinem Blickfeld. »Unfall gehabt?«

»Leider ja.«

»Wie ist es passiert? Haben Sie etwas getrunken?«

»Keinen Tropfen«, erwiderte ich, und dann berichtete ich von einem verrückten Autorowdy, der uns auf unserer Fahrbahn

entgegengekommen sei.

»Das sind die Kerle, die ihren Führerschein im Lotto gewonnen haben«, sagte der Mann und nickte mit finsterer Miene. »Glauben Sie mir, von diesen Typen kann ich ein Lied singen. Ich bin Vertreter. Täglich auf Achse. Da kommt einem schon einiges unter. Was ist mit dem Mädchen? Ist sie… tot?«

»Zum Glück nein.«

»Sie braucht einen Arzt.«

»Ein Krankenwagen ist bereits unterwegs«, gab ich zurück.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Sir? Mein Name ist übrigens Christopher Bron.«

»John Sinclair«, stellte ich mich vor.

»Besitzen Sie ein Abschleppseil, Mr. Sinclair?«

»Natürlich.«

»Dann werden wir Ihren Bentley aus dem Graben ziehen«, sagte Christopher Bron. Er eilte zu seinem »Amerikaner« zurück und brachte den Wagen in die richtige Position.

Ich holte inzwischen das Abschleppseil aus dem Kofferraum. Sobald es an beiden Fahrzeugen befestigt war, setzte sich Bron wieder in seinen Straßenkreuzer.

Er ließ den Wagen langsam anrollen. Surrend spannte sich das widerstandsfähige Seil. Mein Bentley ächzte.

Die Räder begannen sich zu drehen. Zoll um Zoll schob sich mein Wagen aus dem Graben auf die Fahrbahn zurück.

Zwei Minuten später war das Werk vollbracht. Ich löste das Seil. Christopher Bron stieg aus.

»So, das hätten wir.«

»Ich danke Ihnen«, sagte ich. »Sie waren mir eine große Hilfe.«

»Wenn ich noch etwas für Sie tun kann, Mr. Sinclair… Ich habe Zeit. Bin auf der Heimfahrt. Und zu Hause wartete ein feuerspeiender Drache auf mich, mit dem ich seit fünfzehn Jahren verheiratet bin.«

Wir vernahmen das Signal des Rettungswagens. Ich bedankte mich noch einmal bei dem hilfsbereiten Autofahrer und drehte mich nach dem Krankenwagen um, der rasch näherkam.

»Hoffentlich geht es Ihrer Freundin bald wieder besser, Mr. Sinclair«, sagte Christopher Bron.

»Das hoffe ich auch«, gab ich zurück. Bron schloß die Wagentür und fuhr nach Hause.

Der Krankenwagen hielt an. Ich erklärte den Leuten kurz die Situation. Der Rettungsarzt, ein junger Mann mit Brille, untersuchte Jane, die immer noch ohne Besinnung war. Dann winkte er seine beiden Helfer herbei.

Sie hoben Jane vorsichtig auf die Trage. Man sah, daß sie genau wußten, wie man mit Verletzten umgehen mußte.

Meine Augen hefteten sich fragend auf das Gesicht des Rettungsarztes. Damit er mir mehr sagte als irgendwelchen anderen Leuten, wenn sie sich in einer ähnlichen Situation befanden, zeigte ich ihm meinen Dienstausweis von Scotland Yard.

»Wie sieht's aus, Doc?«

»Das viele Blut hat Sie erschreckt, nicht wahr, Oberinspektor?«

»Ja. Ist es nicht so schlimm?«

»Ich konnte lediglich eine Platzwunde über dem Haaransatz feststellen. Das schließt natürlich nicht aus, daß das Mädchen… Wie ist übrigens ihr Name?«

»Jane Collins.«

»Sie kann natürlich irgendwelche inneren Verletzungen erlitten haben. Man wird sie im Krankenhaus gründlich untersuchen. Danach wird man Ihnen mehr sagen können.«

Jane befand sich bereits im Krankentransportraum. Die Türen klappten zu. Ich hatte festgestellt, daß das Blech meines Bentley zwar zerknautscht war wie ein alter Regenmantel, daß der Wagen aber nach wie vor fahrtüchtig war.

Also setzte ich mich in das Fahrzeug und fuhr hinter dem Krankenwagen her.

Wir erreichten London.

Jane Collins wurde in eine moderne Unfallklinik gefahren.

Mehrere Ärzte nahmen sich ihrer sofort an.

Während Jane untersucht wurde, rannte ich im Wartezimmer wie ein gereizter Tiger hin und her. Ich wurde in dieser Zeit zum Kettenraucher. Ich hatte schreckliche Visionen, die sich nicht vertreiben lassen wollten.

Eine davon war: Jane gelähmt! Ein Leben lang an den Rollstuhl gefesselt! Der Schweiß brach mir aus allen Poren, denn ich fühlte mich für Janes Zustand verantwortlich.

Sie hatte in meinem Wagen gesessen. Ich hatte das Fahrzeug gelenkt. Auf mich hatte es der Schwarze Tod abgesehen gehabt. Ich hatte den Bentley in den Straßengraben gelenkt…

Ich konnte keine Ruhe finden. Meine Handflächen waren feucht. Ich, ein Mann, der normalerweise hart im Nehmen war, den nichts so schnell erschüttern konnte, war dieser nervlichen Belastung kaum noch gewachsen.

Es ist nicht dasselbe, gegen eine Ausgeburt der Hölle kämpfen oder untätig zwischen weiß gestrichenen Mauern auf eine Nachricht warten zu müssen.

Einen Kampf kann man beeinflussen. Man kann seinen Ausgang tatkräftigst mitbestimmen. Doch in dieser Situation konnte ich nichts weiter tun als warten – und das machte mich beinahe verrückt.

Endlich erbarmte sich meiner ein Arzt.

Er hieß Lind Whelan.

»Mr. Sinclair«, sagte er mit sonorer Stimme.

Ich drückte meine Zigarette im Aschenbecher aus und eilte auf den Arzt zu. »Wie geht es Jane, Dr. Whelan?«

»Sie hatte großes Glück. Wir haben die Platzwunde genäht. Innere Verletzungen konnten wir keine feststellen. Trotzdem möchte ich Miß Collins noch kurz zur Beobachtung hierbehalten.«

Ich nickte. »Selbstverständlich. Ist sie bei Bewußtsein?«

»Ja.«

»Darf ich sie sehen?«

»Sie steht noch unter Schock.«

»Nur zwei Minuten, Doktor. Bitte.«

Lind Whelan seufzte. »Na schön, Mr. Sinclair. Zwei Minuten. Aber nicht länger.«

Für mich waren diese hundertzwanzig Sekunden ein großes Geschenk. Dr. Lind Whelan brachte mich zu dem Krankenzimmer, in dem Jane Collins lag.

Er sagte: »In zwei Minuten hole ich Sie raus.«

»Okay, Doc«, sagte ich und betrat den kleinen Raum, in dem alles weiß war: das Bett, der Schrank, der Stuhl, die Wände, das Nachtkästchen, der Turban, den Jane trug – und Janes Gesicht…

Mir gab es einen Strich, als ich sie so daliegen sah, und dabei mußte ich froh sein, daß sie noch am Leben war.

Mit matten Augen sah sie mich an. »John«, hauchte sie. Etwas schnürte mir die Kehle zu. Ich konnte nicht sprechen. »Was für ein Mißton nach einem so wunderschönen Wochenende, nicht wahr?«

Ich bebte innerlich, war bemüht, es mir nicht anmerken zu lassen. »Wie fühlst du dich?« krächzte ich. »Hast du Schmerzen?«

Jane schüttelte kaum merklich den Kopf. »Dr. Whelan hat mir etwas gegeben…«

»Du mußt ein bißchen hierbleiben.«

»Nur über Nacht«, sagte Jane.

»Ich hole dich selbstverständlich ab.«

»Was ist mit dem Wagen?«

Ich winkte ab. »Das kann ich verschmerzen.« Ich entschuldigte mich wegen des Unfalls, obwohl er das Werk des Schwarzen Todes gewesen war. Kaum jemals hatte ich meinen Supergegner mehr gehaßt als in diesen Minuten.

Jane kannte den Schwarzen Tod. Sie wußte, wer das war. Schon seit Jahrhunderten geisterte er durch Legenden und Sagen vieler Völker. Er hatte in der Vergangenheit die Geschichte beeinflußt, und für die Zukunft hatte er sich vorgenommen, die Welt den Mächten der Finsternis zu übergeben.

»Du mußt dich vorsehen, John«, flüsterte Jane.

Ich nickte geistesabwesend. Leise sagte ich: »Als wir in den Graben donnerten, hat er etwas Seltsames gesagt.«
»Was, John?«
»Wir sehen uns in Australien wieder, John Sinclair! Ich habe nicht die Absicht, mich dorthin zu begeben.«
»Vielleicht kann er in die Zukunft sehen.«
»Das konnte er, als das Dämonenauge noch existierte. Ich habe es jedoch zerstört…«
Die Tür öffnete sich hinter mir. Ich seufzte. Das war Dr. Whelan, der mich vom Krankenlager Janes fortholte.
»Ich komme morgen wieder«, versprach ich Jane. »Mit einem riesigen Strauß dunkelroter Rosen!«
Jane lächelte. Dieses Lächeln wärmte mein Herz. Es gab mir wieder Auftrieb, denn es verriet mir, daß es nicht so schlimm gekommen war, wie der Schwarze Tod es beabsichtigt hatte.

***

Noah Nantwick begleitete seinen Bruder Nico in das flache Gebäude. Mildred kam ihnen lächelnd im Wohnzimmer entgegen. Helle keramische Fliesen bedeckten den Boden. Mildreds Absätze klapperten darauf.
Auch sie war froh, daß der Zwist zwischen den Brüdern beigelegt war. Da sie der Zankapfel gewesen war, hatte sie darunter besonders stark gelitten.
Doch nun war das Kriegsbeil begraben, und ihr aller Verhältnis zueinander würde sich wieder normalisieren.
Mildred war eine schöne Frau mit einer unglaublichen Ausstrahlung. Jeder Mann, der in ihre Nähe kam, spürte ihre schwelende Sinnlichkeit, mit der sie bis unter die Haarwurzeln ihrer brandroten Mähne aufgeladen zu sein schien.
Allein ihr Gang war schon aufregend und aufreizend. Sie hatte lange Beine, schmale Hüften und ein herzförmiges Gesicht mit ausdrucksstarken Augen.
Mildred Nantwick merkte nicht, daß das Verhältnis zwischen den Brüdern bereits wieder abgekühlt war.
Nico setzte sich in einen der Korbsessel. Er starrte schweigend vor sich hin. Mildred lächelte Noah freundlich an und fragte: »Wie war der Spaziergang? Habt ihr euch ausgesprochen?«
»Ich glaube, es ist Zeit für mich, in die Stadt zurückzufahren«, sagte Noah Nantwick ausweichend.
Mildred schaute ihn verwundert an. »Aber… Ich dachte, du bleibst zum Abendessen.«
Noah warf Nico Nantwick einen grimmigen Blick zu. »Tut mir leid, das läßt sich leider nicht machen. Ich muß morgen früh aus den

Federn. Es wäre nicht vernünftig, wenn ich mir die Nacht um die Ohren schlagen würde. Der morgige Tag ist für mich in vielerlei Hinsicht sehr wichtig.«

Noah ließ keinen Einwand gelten.

Er blieb dabei, daß er nach Melbourne zurückkehren müsse.

Zum Abschied küßte er Mildred auf beide Wangen. Er tat dies kalt und emotionslos. Wenn er sie früher in seine Arme genommen hatte, hatte er immer ein brennendes Prickeln verspürt, das sich durch seinen ganzen Körper gezogen hatte. Damit war es nun vorbei. Seit Mildred Nicos Frau geworden war, empfand Noah nichts mehr für sie.

Er war froh, daß es so war.

Wenn es anders gewesen wäre, hätte er sich nie wieder in Mildreds Nähe gewagt.

Nachdem er sie flüchtig geküßt hatte, verließ er das Haus. Seinen Bruder würdigte er keines Blickes.

Mildred hätte blind sein müssen, wenn sie das nicht mitgekriegt hätte. Sie trat auf die Terrasse und schaute Noah besorgt nach.

Sie sah, wie er in den Landrover stieg, den Motor startete und abfuhr. Eine Staubfahne stieg hinter dem Geländewagen hoch.

Erst als sich die Wolke wieder gelegt hatte, kehrte Mildred in das Haus zurück. Sie begab sich zu Nico, setzte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn eingehend.

Er blickte starr an ihr vorbei.

»Was hat Noah?« fragte Mildred.

»Nichts«, knurrte Nico Nantwick.

»Ihr beide könnt mir nichts vormachen. Dazu kenne ich euch zu gut. Was ist zwischen euch vorgefallen, Nico?«

»Nichts.«

»Willst du es mir nicht sagen? Habt ihr euch denn nicht ausgesprochen? Gab es wieder Streit?«

»Wir haben uns nicht gestritten. Wir fanden nur, daß wir uns nichts mehr zu sagen haben.« Nico Nantwick kniff die Augen zusammen. »Er wird nicht wiederkommen.«

»Hat er das gesagt?« fragte Mildred erschrocken.

Nicos Wangenmuskeln zuckten. »Es wäre besser für ihn, wenn er nicht mehr in mein Haus käme!«

»Die alte Feindschaft ist also wieder aufgeflackert. Oh, was seid ihr nur für Narren. Warum könnt ihr euch nicht vertragen? Ist das denn so schwierig für euch?«

»Uns trennen Welten. Das verstehst du nicht, Mildred!«

»Noah ist doch kein Fremder. Er ist dein Bruder! Wie kommst du dazu, zu sagen, es wäre besser für ihn, wenn er nicht mehr in dein Haus käme? Es ist auch mein Haus, Nico Nantwick, und ich möchte, daß Noah hier Gast sein darf, wann immer er möchte. Er soll mir stets

willkommen sein!«
Nico starrte seine Frau wild an. Sie erschrak. Diesen durchdringenden Blick kannte sie nicht. Er beunruhigte sie, machte ihr Angst.
Sie faßte sich unwillkürlich an die Kehle.
»Wieso stellst du dich schützend vor ihn?« fauchte Nico Nantwick gereizt. »Bedeutet er dir etwa immer noch etwas?«
»Das ist doch Unsinn, Nico. Du weißt, daß ich nur dich liebe.«
»Vor mir hast du aber Noah geliebt.«
»Ich dachte, es wäre Liebe – bis ich dir begegnete. Erst dann wußte ich, daß das mit Noah ein Irrtum gewesen war.«
Nico Nantwick blickte seine Frau lauernd an. »Bist du sicher?«
»Was bezweckst du mit dieser Frage? Zweifelst du an meiner Liebe? Willst du mich beleidigen?«
»Ist es nicht vielmehr so, daß du Noah nur deshalb den Laufpaß gegeben hast, weil ich mehr Geld besaß als er?«
Mildred sprang auf. Es funkelte in ihren Augen. »Du bist niederträchtig und gemein!« schrie sie. Tränen traten ihr in die Augen.
Sie wandte sich um und rannte aus dem Raum. Wütend warf sie die Tür hinter sich zu. Der Knall hallte durch das gesamte Gebäude.
Nico Nantwick bleckte die Zähne. Er hatte seiner Frau mit voller Absicht wehgetan. Er war sich seiner Boshaftigkeit bewußt.
Sardo hatte sie ihm eingeimpft. Er trug den Dämon in sich, war mit ihm eins geworden, und er fühlte sich zu jeder Art von Bosheit und Gemeinheit hingezogen.
Grinsend erhob er sich.
Er hörte Mildred nebenan schluchzen, doch das berührte ihn nicht. Im Gegenteil, es freute ihn, zu hören, wie sie litt.
Er zündete sich eine Zigarette an. Der Dämon in seinem Innern hatte keine Lust, länger auf der Farm zu bleiben.
Sardo führte mit Nico Nantwick ein Zwiegespräch. »Laß uns das Haus verlassen«, sagte der Dämon.
»Meinetwegen«, gab Nico Nantwick zurück. »Was unternehmen wir?«
»Bring mich nach Melbourne«, verlangte Sardo.
Nico Nantwick griente. »Was hast du in der Stadt vor?«
»Ich möchte etwas tun. Irgend etwas. Ich war sehr lange zur Untätigkeit verurteilt. Nun möchte ich Taten setzen, damit die Menschheit auf mich aufmerksam wird.«
Nico Nantwick scherte sich nicht um seine Frau. Er sagte ihr nicht, daß er in die Stadt zu fahren beabsichtigte, verließ einfach das Haus, setzte sich in seinen Jeep und fuhr los.
Mildred würde schon sehen, daß er nicht da war.
Und sie konnte froh sein, daß sich er und Sardo nicht zu Hause, sondern in Melbourne austobten…

***

In Melbourne, nahe dem Spencer-Bahnhof, gab es eine drittklassige Bar, die sich »Hell and Devil« nannte. Und dort drinnen sah es wirklich aus wie im Vorzimmer zur Hölle.

Der Teufel war der Barkeeper, dem der Schuppen auch gehörte. Seine Stirn wies tatsächlich zwei Ausbuchtungen auf, die wie der Ansatz zu Hörnern aussahen.

Das Gesicht des Mannes war eine von Pockennarben entstellte Fratze. Man brauchte gute Nerven, um ihn anzusehen und nicht zu schaudern.

Blutrotes Licht ergoß sich über die Gesichter der Gäste. Ein illustres Publikum war das. Alles in allem bekam man spielend hundert Jahre Knast zusammen. Den Wirt noch nicht mal mitgerechnet.

In dieser Bar kassierte soeben der Zuhälter Sal Banacek ab. Er konnte dabei keine Zuschauer brauchen, deshalb zog er sich mit seiner Biene ins Hinterzimmer zurück.

Seine gute Laune verging ihm sehr schnell, als er sah, was Natalie George vor ihn auf den Tisch legte. Sal Banacek starrte die magere Ausbeute an.

Er war ein großer, kräftiger Bursche mit einem Gebiß, mit dem er Eisenstäbe durchbeißen zu können schien. Er gefiel sich in Cowboykleidung.

Seine Wildlederjacke war mit langen Fransen besetzt. In einer Lederscheide am Gürtel steckte ein Bowiemesser. An den Füßen trug er weiche Stiefel, die eine handbreit über die Knöchel ragten.

Er war das, was man im allgemeinen als schön bezeichnet. Deshalb war Natalie auch auf ihn hereingefallen. Vor etwa drei Jahren war sie vom Land in die Stadt gekommen.

Sie hatte kaum Ersparnisse mitgebracht, hatte von einem besseren Leben geträumt, hatte nicht gewußt, wo sie unterkommen sollte und wovon sie leben sollte.

Als sie ihren letzten australischen Dollar in Essen umgesetzt hatte, hatte sie sich zu fragen begonnen, ob es richtig gewesen war, nach Melbourne zu gehen.

Daheim hatten die jungen Leute von der großen Stadt gesprochen, als wäre es das Mekka der Jugend. Ein Schlaraffenland, in dem einem die gebratenen Hähnchen in den Mund fliegen würden.

Doch die Wirklichkeit hatte anders ausgesehen. Natalie George hatte sich die Hacken schiefgelaufen, ohne Erfolg. Niemand gab ihr Arbeit, denn sie hatte nichts gelernt.

Sie war auf der elterlichen Farm Mädchen für alles gewesen. Aber die Betriebe, in denen Natalie nach Arbeit fragte, brauchten Girls, die für den freien Posten bereits vorgeschult waren.

Mit unehrlichem Bedauern schüttelte man überall den Kopf und schickte das blonde Mädchen immer wieder weg.

Da man von falschem Mitgefühl nicht satt wird, quälte das Mädchen schon bald der Hunger. Sie kam sich erbärmlich vor, als sie in die Selbstbedienungsrestaurants ging und dort die Reste hinunterschlang, die andere Leute übrigließen. Aber sie war zu stolz, um auf das Land zurückzukehren und zuzugeben, daß es ein Fehler gewesen war, das Dorf zu verlassen.

Sie hatte Angst vor dem spöttischen Grinsen der Leute, vor ihrem Gelächter, vor ihrem Hohn. Deshalb blieb sie in Melbourne.

Und damit begann ihr Leidensweg, denn in dem Augenblick, wo es ihr am dreckigsten gegangen war, tauchte Sal Banacek als »rettender Engel« auf.

Heute wußte sie, daß sie sich damals nicht von ihm hätte helfen lassen dürfen. Doch der Abend ist immer klüger als der Morgen. An der Tatsache, daß ihr Sal Banacek geholfen hatte, war nun nichts mehr zu ändern.

Er erhob sich mit gerunzelter Stirn. Sein durchdringender Blick musterte Natalie. Sie trug ein einfaches rotes Kleid, das ihre Rundungen betonte. Sie hatte üppige Brüste, einen strammen Po und wohlgeformte Hüften.

Ein Mädchen, das so anziehend aussah wie Natalie George, mußte einfach mehr Geld verdienen als die paar Kröten, die sie soeben vor Sal Banacek auf den Tisch gelegt hatte.

Der Zuhälter hakte die Daumen in seinen Gürtel. »Sag mal, wofür hältst du mich, Baby?«

Natalie George holte tief Luft. Sie hatte schon befürchtet, daß es nicht genug sein würde, was sie Sal Banacek gegeben hatte.

Sie stellte sich aber dumm und erwiderte: »Ich verstehe nicht, was du meinst, Sal.«

Zorn funkelte in Sal Banaceks Augen. »So. Verstehst du nicht. Dann will ich es dir mal erklären.« Er wies auf die Banknoten. »Denkst du, ich lasse mich mit diesem Bettel abspeisen? Wofür hältst du mich? Bin ich ein Almosenempfänger? Baby, das Leben in dieser Stadt ist nicht billig. Soll ich mich etwa einschränken, weil du zu faul bist, ein bißchen mehr zu arbeiten?«

»Sal, ich war zwei Tage krank. Ich war nicht in der Lage, auf die Straße zu gehen…«

»Interessiert mich nicht. Dann hättest du eben an den restlichen Tagen ‘ne Sonderschicht einlegen sollen.«

»Ich bin doch keine Maschine, Sal.«

»Ich werde dir zeigen, was du bist!« herrschte der Zuhälter das Mädchen an. Er holte aus und schlug sie. Die Ohrfeige riß Natalie George beinahe von den Beinen.

Ihre Wange brannte und war feuerrot. Tränen schimmerten in ihren Augen. Sie begann zu schluchzen.

Sal Banacek schlug ein zweitesmal zu. Diesmal fiel Natalie. Sie fing zu weinen an, schüttelte zitternd vor Angst den Kopf und bettelte: »Nicht mehr schlagen, Sal. Bitte, schlag mich nicht mehr. Sag mir, wieviel du haben möchtest. Ich gebe es dir von meinem Geld.«

Er nannte den Betrag, der ihn versöhnlich stimmen würde.

»Okay«, keuchte das Mädchen. »Okay, du kriegst den Rest. Ich hole das Geld, Sal. Du kannst es heute noch haben.«

Jetzt grinste er wieder. Wenn die Kasse stimmte, war er zufrieden. Er war sogar wieder »Gentleman«. Hilfreich stützte er Natalie, als sie sich erhob. Er streichelte ihre rote Wange und sagte sanft: »Glaube mir, es tut mir in der Seele weh, wenn ich dich schlagen muß, Baby. Aber wenn ich zuwenig Geld auf dem Tisch sehe, muß ich befürchten, daß meine Existenz gefährdet ist, und das macht mich sauer. Ich hoffe, du bist mir nicht böse, weil mir die Hand ausgerutscht ist. Ich bin eben ein temperamentvoller Mensch.«

»Es ist schon gut, Sal«, preßte Natalie hervor. Sie putzte sich geräuschvoll die Nase und wischte die Tränen ab.

Er küßte sie. Sie hätte ihn am liebsten weggestoßen, doch sie hatte nicht den Mut dazu.

»Geht es dir wieder besser?« fragte er fürsorglich.

»Ja, Sal. Ich bin schon wieder okay.«

Banacek nahm die Scheine an sich. Er stopfte sie achtlos in die Tasche seiner eng anliegenden Hose.

Plötzlich hatte Natalie George das Gefühl, eine Eisschicht hätte sich über ihren Körper gebreitet. Ihr war so kalt, als befände sie sich nackt in einem Kühlhaus.

Was war das für eine Reaktion? Warum reagierte ihr Körper auf diese ungewöhnliche Weise? Über ihrem Kopf knisterte die Luft.

Dann fühlte sie sich zur Seite gestoßen, obwohl außer ihr und Sal Banacek niemand im Hinterzimmer war.

Und dann geschah das Unvorstellbare…

Sal Banacek riß entsetzt die Augen auf. Er stieß einen krächzenden Schrei aus. Sein Gesicht verzerrte sich in panischem Schrecken.

Natalie George wich bestürzt zurück. Sie konnte sich nicht erklären, was passierte. Mit schreckgeweiteten Augen verfolgte sie das grauenvolle Schauspiel, das soeben seinen Anfang genommen hatte.

Ein unsichtbarer Gegner schien Sal Banacek angegriffen zu haben. Der Zuhälter wurde schlagartig totenblaß.

Seine Hände fuhren an seine Kehle. Er taumelte, stieß gegen den Tisch, warf einen Stuhl um. Es sah aus, als würde er gegen sich selbst kämpfen. Es hatte den Anschein, als hätte er die Absicht, sich zu erwürgen.

Ein neuerlicher Schrei entrang sich seiner zugeschnürten Kehle. »Natalie!« gurgelte er. »Natalie… Hilf mir!«

Das Mädchen wich entsetzt zurück. Was geschah mit Sal Banacek? Was ging mit ihm vor? Helfen? Wie sollte sie ihm helfen?

Der Zuhälter wurde gerüttelt und geschüttelt. Er wurde hin und her geschleudert. Natalie George vernahm ein unheimliches Schnaufen.

Das Unsichtbare schien Sal Banacek vernichten zu wollen. Obwohl Natalie George dem Zuhälter schon oft den Tod gewünscht hatte, krampfte sich jetzt, wo es wirklich zu passieren schien, ihr Herz zusammen.

Wie eine Strohpuppe flog Sal Banacek hin und her. Sein Mund wurde zu einem stummen Schrei geöffnet.

Verzweifelt kämpfte er mit dem Unsichtbaren um sein Leben. Er schlug wie von Sinnen um sich. Er hieb mit seinen Fäusten in die Luft, vermochte den grausamen Angreifer jedoch nicht zu treffen.

Natalie George preßte die Hände an ihre brennenden Wangen. Sie wich Schritt um Schritt zurück. Hier passierte etwas Unheimliches.

Etwas, das das menschliche Fassungsvermögen bei weitem überstieg. Das Mädchen zitterte. Sie sah, wie die Augen des Zuhälters in Todesangst aufgerissen waren.

Schwankend erreichte Natalie George das Ende des Raumes. Sie lehnte sich an die Wand. Sie war so furchtbar erregt, daß sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Und der Horror eskalierte…

Sal Banacek hob vom Boden ab.

Tatsächlich, er schwebte in der Luft. Einen Meter über dem Boden. Er zuckte und zappelte. Sein Körper bäumte sich wild auf.

Er schraubte sich herum, wollte sich aus dem Griff des Unsichtbaren herauswinden, hatte damit aber keinen Erfolg.

Für den Bruchteil einer Sekunde hing er nur in der Luft. Doch plötzlich begann er im Hinterzimmer hin und her zu rasen.

Er flog über die Tische hinweg und prallte Augenblicke später gegen die Wand.

Seine Kehle war jetzt frei. Er schrie wie am Spieß. Natalie George glaubte, den Verstand verloren zu haben.

Sie bedeckte entsetzt die Augen mit ihren Händen. Sal Banacek raste brüllend auf die geschlossene Hinterzimmertür zu.

Sein Körper durchstieß sie. Er löste damit in der Bar ein Chaos aus. Die Gäste sprangen schreiend auf, während der Zuhälter an ihren ungläubig aufgerissenen Augen vorbeiflog.

Eine riesige unsichtbare Faust trieb ihn vor sich her. In seinem Überlebenskampf zerstörte er Lampen, Stühle und Tische.

Mit Sal Banaceks Leben ging es zu Ende. Die Faust warf ihn gegen das verspiegelte Flaschenregal. Glas splitterte.

Die Flaschen purzelten zu Boden und zerschellten. Sal Banacek landete mitten in dem Trümmerhaufen. Mit verrenkten Gliedern lag er

da. Er war tot.

Ermordet von einer teuflischen Macht, der sich kein Mensch zu widersetzen vermochte.

Die Gäste verließen fluchtartig die Bar. Der Wirt, sein Name war Zacco Spaak, wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen.

Es schien, als wollte er ein schreckliches Trugbild fortfegen. Doch was er gerade eben mit angesehen hatte, war keine Halluzination gewesen.

Das war erschütternde Wirklichkeit gewesen!

Zacco Spaak leckte sich die trockenen Lippen. Sein häßliches Teufelsgesicht verzerrte sich und wurde noch abstoßender.

Mit großen Augen starrte er auf den Leichnam, der vor seinen Füßen lag. Dann griff er hastig nach einer Flasche, die heil geblieben war, öffnete sie und nahm einen kräftigen Schluck.

Das Grauen grub tiefe Furchen in sein häßliches Gesicht. Sein Blick war glasig. Er sah aus, als befände er sich in Trance.

Ungläubig ließ er seine Augen durch das Lokal schweifen.

Der Gastraum war nur noch ein Trümmerhaufen. Kein Mensch war mehr da. Alle hatten in panischer Furcht Reißaus genommen.

»Hell and Devil« hatte Zacco Spaak seine Bar genannt. Und aus der Bar war eine Hölle geworden – und der Teufel war zu Besuch hier gewesen.

Vor seinem geistigen Auge sah Zacco Spaak den Zuhälter noch einmal durch die Luft rasen. Dämonische Kräfte waren da im Spiel gewesen.

Diese Erkenntnis traf Zacco Spaak mit der Wucht eines Keulenschlages. Dämonen in seiner Bar!

Spaak lehnte sich an den Tresen. Sein Herz schlug besorgniserregend schnell. Er atmete heftig. Sein Brustkorb hob und senkte sich rasch.

Man brauchte kein Arzt zu sein, um zu wissen, daß Sal Banacek niemand mehr helfen konnte. Zacco Spaak war gewiß nicht zimperlich, aber Sal Banaceks Anblick vermochte er nicht mehr länger zu ertragen.

Er wandte sich ab.

Ein heftiges Würgen peinigte ihn. Sein Magen revoltierte. Er war nahe daran, sich zu übergeben.

Plötzlich hörte er etwas knistern oder knacken.

Mit einem heiseren Aufschrei drehte er sich um. In der zertrümmerten Hinterzimmertür stand Natalie George.

Sie starrte Zacco Spaak mit schockgeweiteten Augen an. Mit hölzernen Bewegungen kam sie auf ihn zu. Er faßte sich ans Herz.

Die Aufregung war fast zuviel für ihn. »Natalie«, stöhnte er. Seine Stimme war nahe daran, zu versagen. »Sag mir, was hat das zu

bedeuten?«

»Was geschehen ist«, erwiderte das Mädchen heiser, »muß das Werk des Teufels gewesen sein, Zacco. Eine andere Erklärung habe ich nicht dafür.«

***

Wie versprochen, erschien ich am nächsten Tag mit einem riesigen Strauß roter, herrlich duftender Rosen. Ich konnte mich dahinter verstecken, so groß war er.

Im Krankenhaus herrschte der übliche Routinebetrieb! Pfleger hasteten an mir vorbei. Genesende schleppten sich den Gang entlang. Schwestern brachten neu eingewiesene Patienten auf die zuständigen Stationen.

Ich begab mich in Dr. Lind Whelans Büro. Der Arzt lächelte, als er die vielen Rosen sah. »Ich schätze, es sind zwei Dutzend«, sagte er.

»Richtig«, gab ich zurück. »Ich hoffe, Jane Collins kann sich darüber freuen. Wie geht es ihr? Hat sie eine gute Nacht verbracht?«

»Vermutlich eine bessere als Sie«, sagte Lind Whelan.

Ich hatte kein Auge zugetan, und Whelan sah es mir an. »Ist Jane okay? Kann ich sie mitnehmen?«

Whelan schmunzelte. »Ich glaube, sie wartet bereits auf Sie. Die Beobachtung hat ergeben, daß wir Miß Collins mit gutem Gewissen in häusliche Pflege entlassen können.«

Ich atmete erleichtert auf.

Lind Whelan hob den Zeigefinger. »Sie ist Privatdetektivin, wenn ich richtig unterrichtet bin. Sorgen Sie dafür, daß sie in dieser Woche keine Aufträge übernimmt. Sie soll sich ausruhen und neue Kräfte sammeln.«

»Das wird sie. Darauf werde ich achten«, versprach ich, und dann konnten mich keine zehn Pferde mehr zurückhalten. Ich verabschiedete mich von Dr. Whelan und eilte zu Jane.

Sie trug das sandfarbene Reisekostüm, das sie auf der Heimfahrt getragen hatte. Man hatte es gereinigt. Es war kein Blut mehr daran.

Dennoch sah Jane an diesem Vormittag anders aus. Das machte der weiße Turban, den sie trug.

»Das Ding kleidet dich«, sagte ich.

»Man sollte daraus direkt eine Mode machen.«

Sie freute sich über die Rosen, freute sich, daß ich sie abholte, freute sich darüber, daß sie das Krankenhaus bereits wieder verlassen durfte.

Selig sank sie in meine Arme, und wir küßten uns glücklich. Wir hatten allen Grund, froh zu sein, denn nicht immer gehen die Attacken des Schwarzen Todes so glimpflich ab…

Ich führte Jane zu meinem Leih-Bentley. Mein eigener Wagen stand bereits in der Werkstatt. In zwei Tagen würde er wieder wie neu sein,

hatte mir der Mechaniker versprochen, und ich hatte keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln.

Auch Jane Collins sah mir an, daß ich in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatte. »Armer John«, sagte sie. »Du hast dir Sorgen um mich gemacht.«

»Wundert dich das?«

»Wir wollen nicht mehr daran denken.«

Das war leichter gesagt, als getan. Meine Gedanken kreisten fast pausenlos um die Attacke des Schwarzen Todes. Sie konnte sich jederzeit wiederholen, und ich wußte nicht, wie ich mich wirksam dagegen schützen sollte.

Ich fuhr Jane nach Hause. Sie machte es sich auf der Couch bequem. Ich sagte: »Wenn du irgend etwas haben möchtest, laß es mich wissen.«

Sie lächelte. »Es genügt mir, wenn du bei mir bist, John.«

Wohnung und Büro hatten dieselbe Anschrift. Das mochte seine Vorteile haben, aber diesmal war es eindeutig ein Nachteil, denn wenn jemand die Privatdetektivin Jane Collins engagieren wollte, kreuzte er automatisch auch in ihrer Wohnung auf, wenn er ihr Büro aufsuchte.

Es klingelte.

Jane wollte sich erheben. Ich schüttelte jedoch den Kopf, und mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, sagte ich: »Du bleibst liegen. Ich mach' das schon.«

Dann verließ ich den Living-room.

Als ich die Tür öffnete, stand mir ein nervöser Typ gegenüber, der ständig mit dem linken Auge blinzelte, als wollte er mit mir kokettieren.

»Sie wünschen?« fragte ich frostig.

Er sah mich verwirrt an. »Äh, ich bin doch hier richtig bei Miß Jane Collins, der Privatdetektivin, oder?«

»Das sind Sie.«

»Mein Name ist Stango Cannock. Ist Miß Collins nicht hier?«

»Doch, Mr. Cannock. Sie ist zwar hier, aber nicht voll da.«

Meine Antwort verwirrte ihn noch mehr. »Was Sie da eben gesagt haben, ist mir ein bißchen zu hoch, Mister. Sehen Sie, ich bin Geschäftsmann. Mir gehören ein Dutzend Hühnerbratereien in London. Seit zwei Tagen ist mein Geschäftsführer spurlos verschwunden. Ich möchte Miß Collins engagieren. Ich habe gehört, daß sie eine äußerst tüchtige Detektivin ist.«

»Das ist sie in der Tat, Mr. Cannock. Leider hatte Miß Collins gestern abend einen Autounfall, der sie zwingt, für ein paar Tage kürzerzutreten. Ich hoffe, Sie haben dafür Verständnis.«

»Aber sicher. Dann kann ich also nicht mit Miß Collins Hilfe rechnen.«

»Nein«, sagte ich.
Stango Cannock seufzte. »Schade.«
»Sie sollen den Weg hierher aber dennoch nicht umsonst gemacht haben, Mr. Cannock«, sagte ich, und dann empfahl ich ihm einen Detektiv, den ich persönlich gut kannte und von dem ich wußte, daß er gute Arbeit leistete.
Ich sagte Stango Cannock, er solle sich auf mich berufen und nannte meinen Namen.
»Vielen Dank, Mr. Sinclair«, sagte Cannock daraufhin zufrieden und ging.
Ich kehrte in den Living-room zurück.
»Wer war's?« wollte Jane wissen.
»Ein gewisser Mr. Stango Cannock, der Besitzer etlicher Hühnerbratereien. Sein Geschäftsführer ist spurlos verschwunden. Cannock wollte dich engagieren.«
»Und?«
»Ich habe ihn zur Konkurrenz geschickt«, sagte ich.
»Hast du die Absicht, mich zu ruinieren?« fragte Jane entrüstet.
»Ganz im Gegenteil. Ich möchte, daß du dich so bald wie möglich erholst. Aber für eine rasche Genesung muß man Opfer bringen. Deshalb wirst du in dieser Woche keine Fälle übernehmen, versprich mir das.«
Jane wollte zunächst nicht, aber dann siegte doch die Vernunft, und sie willigte ein.
Um elf verließ ich ihre Wohnung. Schließlich war ich nicht nur Krankenpfleger aus Passion, sondern auch Oberinspektor bei Scotland Yard von Beruf.
Ich fuhr zum Yard.
Im Vorzimmer meines Büros saß die hübscheste Zierde, die es für Vorzimmer geben konnte: Glenda Perkins.
Meine schwarzhaarige Sekretärin wandte sich von ihrer Schreibmaschine ab und mir zu. Ihre Brustspitzen zeichneten sich deutlich unter dem cremefarbenen Pulli ab.
Glenda war ein Glücksfall. Sie war intelligent und hübsch. Diese Kombination findet man nicht häufig.
»Sie waren lange weg, John«, sagte Glenda.
»Aber der Yard steht noch, wie ich sehe«, gab ich zurück.
Glenda Perkins erhob sich. Sie hatte eine Traumfigur, und sie hätte nichts dagegen gehabt, wenn ich damit einiges angestellt hätte. Aber sie wußte, wie ich zur Liebe am Arbeitsplatz stehe, und so mußte sie sich wohl oder übel damit begnügen, mich gelegentlich mit einem schmachtenden Blick anzuhimmeln.
»Möchten Sie Kaffee oder Tee…?«
»Weder noch. Ich habe Sie heute morgen gebeten…«

»Das habe ich natürlich prompt und zuverlässig wie immer für Sie erledigt, John«, sagte Glenda. Mit wiegenden Hüften begab sie sich zum Büroschrank, öffnete ihn und überreichte mir einen Packen australischer Tageszeitungen.

Ich bedankte mich und zog mich damit in mein Office zurück.

Mir ging nicht mehr aus dem Sinn, was mir der Schwarze Tod zugerufen hatte: »Wir sehen uns in Australien wieder, John Sinclair!«

Ich hatte keine Ahnung, daß ich nach Australien reisen würde. Was war auf diesem Kontinent los? Warum sollte ich mich dorthin begeben?

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch. Während ich mir eine Zigarette anzündete, läutete das Telefon.

»Sinclair«, meldete ich mich.

Am anderen Ende der Leitung war mein unmittelbarer Vorgesetzter Superintendent Powell. Ein glänzender Schreibtischstratege. Manchmal ein bißchen zu penibel für meinen Geschmack.

»Ich vermisse den Bericht über Ihren letzten Fall, John«, sagte Sir Powell scharf. Wer ihn nicht kannte, zitterte vermutlich jetzt. Doch ich wußte, daß er eine rauhe Schale und einen butterweichen Kern hatte, deshalb nahm ich den scharfen Ton nicht weiter tragisch.

»Ich hatte noch keine Zeit, ihn zu schreiben, Sir.«

»Und wann gedenken Sie das zu tun?«

»Wenn ich wieder ein bißchen mehr Luft habe, Sir.«

»Hoffentlich ist das noch in diesem Jahr.«

»Aber sicher, Sir. Wir haben ja erst März.«

Der Superintendent brummte irgend etwas in seinen imaginären Bart und legte auf. Ich widmete mich den australischen Blättern.

Irgend etwas mußte in Australien im Gange sein. Etwas, das die Anwesenheit eines Geisterjägers wünschenswert machte.

Ich studierte die Zeitungen mit größtmöglicher Sorgfalt. Ich hatte keine Ahnung, wonach ich suchte. Erst, wenn ich fündig geworden war, würde ich das wissen.

Blatt um Blatt legte ich beiseite.

Plötzlich sprang mir eine Schlagzeile ins Auge. Ich wußte sofort, daß ich nun gefunden hatte, was ich gesucht hatte.

HORROR-MORD IN MELBOURNE!

Dicke Lettern verkündeten die grausige Sensation. Ich las den Bericht. Ein Zuhälter namens Sal Banacek sollte Opfer böser Mächte geworden sein. Ich las von seinem schrecklichen Ende. Der Bericht war mit mehreren Fotos gespickt. Ich sah eine Aufnahme von der Bar »Hell and Devil«, ein Foto von Zacco Spaak, dem die Bar gehörte, ein Bild von Natalie George, die für Sal Banacek gearbeitet hatte.

Außerdem war da noch ein Paßfoto von Banacek und eine Aufnahme, die die verwüstete Bar zeigte.

Für mich stand fest: Wenn das nicht das Werk des Schwarzen Todes gewesen war, dann hatte dabei gewiß einer seiner Vasallen die verfluchte Hand im Spiel gehabt…

***

Die National Gallery im Arts Centre, St. Kilda Road, schloß für diesen Tag ihre Pforten. Hier ist die beste Kunstsammlung Australiens untergebracht. Viele Menschen defilieren täglich an den wertvollen Schaustücken vorüber.

Gig Plummer und Blake Rooney, zwei von zwanzig Wärtern, die im Museum ihren Dienst versahen, waren froh, daß für heute Schluß war.

Plummer, ein dreißigjähriger Mann der zur Fettleibigkeit neigte, atmete erleichtert auf. Er kratzte sich hinter dem großen Ohr.

»Feierabend«, sagte er grinsend.

»Das schönste Wort, das ich kenne.«

Rooney, ein großer, schwerfälliger Mann mit dem tappenden Gehabe eines gutmütigen Bären, lachte. »Wenn mal einer auf die Welt kommt, der dich an Faulheit übertrifft, mußt du sterben. Aber keine Sorge, Gig. Wie's aussieht, wirst du steinalt werden.«

»Ich kriege dasselbe Geld, ob ich mir nun ein Bein ausreiße oder nicht. Also weshalb sollte ich mich selbst verstümmeln?« Gig Plummer wies mit dem Daumen über seine Schulter in Richtung Sonderausstellung. Zwischen im Zickzack aufgestellten Holzwänden gab es eine Exposition zeitgenössischer Maler. »Der Druckfehler im Prospekt macht mich noch wahnsinnig. Was glaubst du, mit wie vielen Leuten ich mich heute herumstreiten mußte, weil die Angaben im Prospekt nicht mit den ausgestellten Werken übereinstimmen.«

Blake Rooney griente. »Ein typisches Einzelschicksal. Ich werde dich bedauern, sobald ich dafür Zeit habe.«

»Kommst du heute abend zum Kegeln?«

»Weiß ich noch nicht«, erwiderte Rooney. »Das hängt davon ab…«

»Was für ein Fernsehprogramm heute ist. Ach komm, Blake, laß doch die Glotze sausen. Hinterher ärgerst du dich ja doch nur über das miese Programm.«

Rooney trat seinen Rundgang durch die Räume an, für die er zuständig war. Plummer begab sich in die Sonderausstellung. Er hielt es nicht für nötig, nachzusehen, ob noch alle Gemälde da waren.

In den acht Jahren, die er hier nun schon Dienst tat, war noch nie etwas abhandengekommen.

Aber Vorschrift war Vorschrift, deshalb kam Gig Plummer dieser lästigen Pflicht ohne Eifer nach.

Blake Rooney war in seiner Dienstauffassung ganz anders. Auf ihn konnte man sich verlassen. Er durchschritt die großen Säle, die seinen Aufsichtsbereich darstellten, prüfte die Schlösser sämtlicher Vitrinen,

was Gig Plummer niemals eingefallen wäre, achtete darauf, daß alle Gemälde gerade hingen, hob sogar achtlos weggeworfene Papierfetzen auf und warf sie in den Abfalleimer.

Als Blake Rooney den dritten Saal betrat, blieb er erstaunt stehen.

Er hatte geglaubt, alle Besucher hätten das Museum bereits verlassen. Doch nun entdeckte er einen Mann, der vor einem riesigen Ölschinken stand und in seine Betrachtung vertieft war.

Rooney schüttelte den Kopf. Wie man von dem Gemälde nur so sehr fasziniert sein konnte. Es zeigte nichts weiter als eine vom Sturm aufgepeitschte See. Zugegeben, daß Gemälde war eindrucksvoll gemalt. Wogenkämme, Wirbel und schäumende Gischt waren prächtig dargestellt.

Aber Blake Rooney fand, daß es schönere Gemälde im Saal gab als dieses.

Der Mann kehrte dem Museumswärter den Rücken zu.

Blake Rooney räusperte sich, um den Besucher auf sich aufmerksam zu machen, doch der Mann reagierte nicht.

Das Gesicht blieb dem Gemälde zugewandt.

Rooney räusperte sich noch einmal. Diesmal lauter, kräftiger.

Der Besucher mußte taub sein, denn er reagierte auch diesmal nicht. Daraufhin blies der gutmütige Museumswärter seinen Brustkorb auf und setzte sich in Bewegung.

Er ging auf den Mann zu. Absichtlich stapfte er mit lauten Schritten durch den Saal. »Tut mir leid, Sie in der Betrachtung dieses wunderschönen Gemäldes stören zu müssen«, sagte Blake Rooney. »Aber das Museum hat bereits geschlossen. Sie können gern morgen wiederkommen…«

Der Besucher wandte sich nicht um, nahm keine Notiz von Rooney.

Das ärgerte den Museumswärter.

»Sir, unsere Öffnungszeiten sind neben dem Eingang gut sichtbar angeschlagen. Sie können sie nicht übersehen haben. Also reißen Sie sich nun von dem Gemälde los und verlassen Sie das Museum. Sie können hier drinnen schließlich nicht die Nacht verbringen.«

Auch darauf reagierte der Mann nicht.

Verstimmt trat Blake Rooney an den Besucher heran.

Er legte dem Mann seine fleischige Hand auf die Schulter und drehte ihn mit sanfter Gewalt herum.

Der Fremde starrte den Wärter daraufhin mit haßsprühenden Augen an. Ein Kälteschock raste durch Blake Rooneys Arm.

Verwirrt riß er die Hand zurück. Das Gesicht des Fremden verzerrte sich. Seine Züge drückten maßlose Wut aus.

»Wir haben schon geschlossen, Sir«, sagte Rooney. »Sie müssen gehen!« Der Mann war ihm nicht geheuer. Irgend etwas stimmte mit dem nicht.

Wie war es möglich, daß er diese Kälte verströmte. Rooney hatte geglaubt, einen Eisblock angefaßt zu haben.

Er wich vor dem Mann einen Schritt zurück. Der Fremde starrte an Blake Rooney vorbei. Seine Stirnadern schwollen an.

Es schien, als würde er sich sehr anstrengen, und plötzlich fiel die hohe Saaltür mit einem lauten Knall zu, ohne daß die Hand eines Menschen sie berührt hatte.

Der hallende Knall ließ Blake Rooney erschrocken herumfahren. Er sah die geschlossene Tür, und er fragte sich, ob der Fremde sie mit seinem starren Blick bewegt hatte.

Verstört wandte er sich wieder dem Mann zu, der ihm langsam unheimlich wurde. Das Schauspiel, das ihm nun geboten wurde, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln.

Der Fremde begann von innen heraus zu leuchten. Das Licht, das aus seinem Körper austrat, wurde in Sekundenschnelle so grell, daß Blake Rooney davon geblendet war.

Die Konturen des Unbekannten lösten sich in dem Gleißen völlig auf. Das in den Augen schmerzende Strahlen reichte bis an die hohe Decke und aus dieser grellen Lichtflut schälte sich urplötzlich eine grauenerregende Horror-Gestalt.

Ein Riese war es, der Blake Rooney dreimal überragte.

Bekleidet war das Scheusal mit einer roten Hose und ein paar alten, schäbigen Schuhen. Die Fratze, die an das Gesicht eines wütenden Gorillas erinnerte, verzerrte sich.

Rooney glaubte, in einen schrecklichen Alptraum geraten zu sein.

»Das… das ist unmöglich!« gurgelte er. »Das gibt es nicht! Heilige Madonna, was sehe ich denn da?«

Seine Beine waren schwer wie Blei.

Er wollte vor dem furchtbaren Ungeheuer zurückweichen, doch er brachte die Füße nicht vom Fleck.

Erst als er seine ganze Kraft aufbot, konnte er zwei schleppende Schritte tun. Hart zuckten die Muskeln unter der glänzenden Haut des Dämons.

Blake Rooney wurde von einer schrecklichen Angst geschüttelt. Er drehte sich um, so schnell er konnte, und als die riesige Bestie ihre Hand nach ihm ausstreckte, hetzte er schreiend davon.

Sein Ziel war die Tür, die der unheimliche Besucher vorhin geschlossen hatte. Sein Gesicht war naß. Der Schweiß brannte in seinen Augen. Sein Herz kam mit dem Schlagen kaum noch mit.

In wilder Panik jagte Blake Rooney durch den. Saal, der ihm noch nie so groß vorgekommen war wie an diesem Abend.

»Hilfe! Zu Hilfe!« schrie er aus Leibeskräften.

Er hörte hinter sich Sardo gemein lachen.

»Hiiilfeee!«

»Dir kann niemand mehr helfen!« dröhnte Sardos Stimme. »Du bist verloren!«

»Gig!« brüllte Blake Rooney.

»Gig…!«

Seine gellende Stimme mußte im gesamten Museum zu hören sein.

Rooney sah nicht, was hinter ihm in diesem Augenblick passierte. Der Dämon teilte sich. Sein mächtiger Oberkörper klaffte auseinander. Der ganze Körper spaltete sich in Gedankenschnelle.

Nun gab es Sardo in zweifacher Ausführung. Der eine Dämon glich dem andern aufs Haar. Wie Spiegelbilder sahen die grauenerregenden Erscheinungen aus.

Vier Yards lagen noch zwischen Blake Rooney und der Tür. Immer schriller rief er um Hilfe.

Plötzlich sauste etwas an ihm vorbei. Ein eisiger Lufthauch streifte ihn. Und dann stand Sardo breit und unüberwindlich vor der Tür.

Blake Rooney prallte zurück.

Er wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel vom Gesicht. Der Dämon bleckte seine kräftigen Zähne. Er lachte hohntriefend.

»Warum passiert mir das?« stöhnte der Museumswärter verzweifelt. »Was habe ich getan?«

Er erhielt darauf keine Antwort. Der Dämon löste sich von der Tür und näherte sich seinem zitternden Opfer.

Abermals wirbelte Blake Rooney auf den Absätzen herum. Da übersprang sein Herz einen Schlag. Er sah den Dämon noch einmal!

Die Scheusale nahmen Blake Rooney in die Zange. Von zwei Seiten kamen sie auf den Wärter zu.

Und er stand in der Mitte, zitterte und merkte, wie er sich mehr und mehr einer Ohnmacht näherte.

***

Gig Plummer hörte die grellen Schreie des Kollegen und rannte los. Er war zwar übergewichtig, aber über kurze Distanzen konnte er laufen wie ein Wiesel. Er hatte weder Blake Rooney noch sonst einen Menschen jemals auf diese Weise schreien gehört.

Blake mußte in Lebensgefahr sein!

Plummer erreichte den ersten Saal, der zu Rooneys Aufsichtsbereich gehörte. Er durchlief ihn, gelangte in den zweiten Saal.

Die Tür zum dritten Saal war geschlossen.

Gig Plummers Hand flog auf die Klinke. Er drückte sie nach unten. Er keuchte heftig. Die Tür ließ sich nicht öffnen.

Und dahinter stieß Blake Rooney diese markerschütternden Schreie aus. Plummers Kopfhaut zog sich zusammen.

Er warf seine ganze Körperfülle gegen die Tür. Viermal rannte er dagegen an. Es nützte nichts. Die Tür hielt den Anstürmen stand.

Mit Schmerzen in der Schulter und in der Hüfte gab Gig Plummer auf. Innerlich bebend bückte er sich.

Er warf einen Blick durch das Schlüsselloch. Im selben Moment standen ihm vor Schreck die Haare zu Berge.

Er wurde Zeuge eines grausigen Schauspiels. Zwergenhaft klein sah Blake Rooney aus. Entsetzt. Verschreckt. Verzweifelt.

Von links und von rechts näherten sich ihm zwei abscheuliche Titanen mit Affenköpfen, mächtigen breiten Schultern, gefährlichen Fäusten.

Blake Rooney wankte. Er schien diesem Grauen nicht mehr gewachsen zu sein. Knurrend erreichten ihn die beiden Ungeheuer.

Einen kurzen Augenblick lang geschah nichts.

Doch dann fielen die riesigen Monster über den bedauernswerten Wärter her. Gig Plummer drehte durch. Er zuckte hoch, drehte sich um und hetzte davon.

Zwei Wärter, alarmiert durch Blake Rooneys schrille Schreie, eilten auf Plummer zu.

»Um Himmels willen, was ist geschehen?« fragten sie. »Hast du vorhin wie am Spieß geschrien?«

»Blake war es«, keuchte Plummer. Er war weiß wie ein Laken.

»Wo ist Blake?«

»In Saal einundzwanzig. Das Scheusal bringt ihn um… Ich habe versucht, ihm zu helfen, aber ich kriege die verdammte Tür nicht auf… Die Polizei muß her… Es ist furchtbar… Ich habe in meinem Leben so etwas Grauenvolles noch nicht gesehen…«

Die Wärter tauschten verblüffte Blicke aus.

Gig Plummer ließ sie stehen. Er hetzte weiter, stürmte den Gang entlang und erreichte erschöpft den kleinen Raum, in dem ein Telefon stand.

Total entkräftet, mit durchgeschwitzten Kleidern ließ er sich auf den Stuhl fallen. Er griff keuchend und japsend das Telefon, stellte den Apparat auf seine Knie und wählte mit zitterndem Finger den Polizeinotruf.

»Hier spricht Gig Plummer von der National Gallery«, sprudelte er heraus. »Sie müssen ganz schnell einen Wagen hierher schicken… Da… da ist ein Monster… Es reicht bis an die Decke… Eigentlich sind es zwei Ungeheuer… Sie gleichen einander wie eineiige Zwillinge… Diese Scheusale sind drauf und dran, meinen Kollegen Blake Rooney umzubringen…«

Es war verständlich, daß der Beamte diese Nachricht ungläubig aufnahm. Er dachte, jemand würde sich mit ihm einen schlechten Scherz erlauben. Und er reagierte darauf mächtig sauer. »Jetzt hören Sie mir mal genau zu, Mr. Plummer, oder wie auch immer Sie heißen mögen. Der Polizeinotruf ist – wie der Name schon sagt – für Notfälle

vorgesehen. Wenn Sie jemanden auf den Arm nehmen wollen, versuchen Sie’s doch mal bei einem Ihrer Freunde – oder bei dem Kaufmann, bei dem Sie anschreiben lassen!«

»Verdammt noch mal, ich nehme Sie nicht auf den Arm. Was ich Ihnen berichtet habe, ist bitterer Ernst. Mein Kollege stirbt, wenn Sie nicht schnellstens etwas unternehmen.«

Gig Plummer wiederholte genauer, was er gesehen hatte.

In seiner Stimme lag soviel Verzweiflung, daß der Beamte am anderen Ende schließlich doch einwilligte, einen Streifenwagen zu schicken.

Aber der Wagen traf nicht mehr rechtzeitig ein.

Für Blake Rooney kam jede Hilfe zu spät.

***

Suko, mein chinesischer Freund und Kampfgefährte, bewohnte das Apartment neben dem meinen. Der Hüne mit dem schütteren schwarzen Haar, das er in der Mitte gescheitelt trug, war ein erklärter Feind aller Dämonen.

Auseinandersetzungen regelte er gern mit seinen harten Karatefäusten, von denen man sich in acht nehmen mußte, denn Suko konnte mächtig zulangen.

Ich schellte an seiner Tür. Er öffnete mit einem strahlenden Lächeln. So hatte er mich noch nie empfangen.

Ich merkte auch gleich, daß dieses Lächeln nicht für mich gedacht gewesen war, denn das Strahlen verschwand, wie wenn jemand es mit einem Schalter ausgeknipst hätte.

Und Suko brummte: »Ach du bist es, John.«

»Begrüßt man so seinen besten Freund?«

»Was erwartest du von mir? Daß ich dir um den Hals falle?«

»So weit wollen wir’s auch wieder nicht treiben. Was würden denn die Leute von uns denken.«

Ich trat ein. Suko schloß die Tür hinter mir. Ich begab mich in den Living-room und legte die Zeitungen, die ich mitgebracht hatte, auf den Tisch.

Suko erwartete jemanden. Ich sah zwei Gläser, Kerzen, einen festlich gedeckten Tisch – und in einer weißen Keramikschale qualmte ein Räucherstäbchen und verbreitete einen exotischen Duft.

Ich setzte mich.

Suko blieb stehen. Er verschränkte die kräftigen Arme vor der voluminösen Brust.

»Was verschafft mir die Ehre deines Besuches?« erkundigte sich mein Partner.

»Erstens die Tatsache, daß wir seit vielen Jahren Freunde sind. Und zweitens, weil ich dich um einen Gefallen bitten möchte.«

»Um welchen?«

»Lies die Berichte, die ich rot eingerahmt habe«, verlangte ich und wies auf die Zeitungen.

Suko nahm die Blätter der Reihe nach zur Hand. Ich störte ihn nicht beim Lesen. Er ging die Berichte aufmerksam durch.

Ich konnte sicher sein, daß er keinen Absatz ausließ, nichts übersah. Er las von Sal Banaceks Ende. Und er erfuhr, was einem Museumswärter namens Blake Rooney zugestoßen war.

Zwei Menschen waren grausam ermordet worden – und die Taten waren von keinem Menschen, sondern von einem Dämon verübt worden.

Im Mordfall Sal Banacek war der Dämon unsichtbar aufgetreten.

Im Mordfall Blake Rooney jedoch war der Unhold gesehen worden.

Es gab die Schilderung eines Augenzeugen namens Gig Plummer, der die Bestie präzise beschrieben hatte.

Suko faltete die letzte Zeitung zusammen. »Okay, John. Ich habe dir den Gefallen getan und die Berichte gelesen.«

»Was hältst du davon?«

»Abscheulich. Grauenvoll. Da hat ein schrecklicher Dämon zu wüten begonnen. Hast du vor, dich dieser Sache anzunehmen?«

Er wußte noch nichts von meinem sonntäglichen Unfall, den der Schwarze Tod inszeniert hatte. Ich berichtete meinem Partner in Schlagworten davon. Er sah mich ärgerlich an. »Wieso erfahre ich erst heute davon?«

»Wie du weißt, war ich kaum zu Hause. Ich hatte im Yard eine Menge aufzuarbeiten, und meine Freizeit verbrachte ich bei Jane. Du kennst sie ja. Wenn man auf sie nicht aufpaßt, stürzt sie sich sofort wieder kopfüber in die Arbeit – obwohl sie mir versprochen hat, wenigstens diese eine Woche zu pausieren.«

»Wie geht es ihr?«

»Oh, schon wieder leidlich.«

Ich kam noch einmal auf den Schwarzen Tod zurück und erzählte meinem chinesischen Partner, daß mein Supergegner mir zugerufen habe, wir würden uns in Australien wiedersehen.

Suko zog die Brauen zusammen. »Vielleicht hat der Schwarze Tod das alles nur inszeniert, um dich nach Australien zu locken.« Der Chinese wies auf die rot umrandeten Berichte.

Ich hob die Schultern. »Wie auch immer, wir beide werden nach Melbourne fliegen. Die australischen Behörden haben sich an Scotland Yard gewandt. Da wir über eine Abteilung verfügen, die sich mit übersinnlichen Fällen befaßt, hat man uns um Hilfe gebeten. Superintendent Powell hat selbstverständlich eingewilligt, zu helfen. Im Klartext heißt das, daß wir uns unverzüglich in Marsch zu setzen haben.«

Suko riß seine Schlitzaugen auf. »Unverzüglich?«
»Richtig«, bestätigte ich schmunzelnd.
»Läßt sich unsere Abreise denn nicht auf morgen verschieben?«
»Tut mir leid, Partner. Unsere Maschine geht in einer Stunde. Die Tickets liegen für uns bereit.«
Suko machte ein Gesicht, als hätte er Essig getrunken. Er wies auf die beiden Gläser, auf die Kerzen, auf den festlich gedeckten Tisch.
»Ich habe ein ganz bezauberndes China-Girl eingeladen, John.«
»Ruf sie an.«
»Aber John…«
»Sag ihr, sie soll sich in den Kühlschrank setzen. Dann bleibt sie bis zu deiner Rückkehr frisch.«

***

Der Zug, der von Melbourne über Cooma, Canberra und Wollongong nach Sydney fahren sollte, verließ den Hauptbahnhof von Melbourne planmäßig um 17.30 Uhr. Clyde Cook hieß der Lokführer.
Ein alter Routinier, der die Strecke im Schlaf hätte fahren können. Er kannte jede Schwelle und wußte genau, wo sein Zug was für ein Geräusch machte.
Clyde Cook war klein und drahtig. Eine kleine Nase trennte die beiden gutmütigen bernsteinfarbenen Augen. Viel Fältchen durchzogen sein Gesicht. Sie hatten Ähnlichkeit mit dem Netz einer Spinne.
Cook war fünfundfünfzig, sah aber um zehn Jahre älter aus. Das kam daher, weil er sein Leben lang viel gearbeitet hatte.
Die vierköpfige Familie hatte eine Menge Geld gebraucht. Cooks Söhne hatten sich für das lange Medizinstudium entschieden, und so waren sie dem Vater lange Zeit auf der Tasche gelegen.
Hinzu war noch eine langwierige Krankheit von Mrs. Cook gekommen, deren Behandlung Clyde Cook ein kleines Vermögen gekostet hatte.
Aber er war dennoch glücklich, denn er hatte nach wie vor seine Familie, die zu ihm hielt und auf die er sich verlassen konnte.
Cook beschleunigte. Melbournes Stadtgrenze war bald erreicht. Clyde Cook machte es sich auf dem Lokführersessel so bequem wie möglich.
Plötzlich irritierte ihn ein fremdes Geräusch. Ein schrilles Pfeifen war es, das ihn in den Ohren schmerzte.
Aber es war nicht der Zug, der dieses Pfeifen verursachte. Clyde Cook richtete sich auf. Er machte den Hals lang.
Gewissenhaft, wie er war, wollte er der Sache unverzüglich auf den Grund gehen. Seiner Ansicht nach wäre es unverantwortlich gewesen, weiterzufahren, solange die Herkunft dieses schrillen Geräusches nicht geklärt war.

Er schaltete auf die erste Bremsstufe.
Nichts!
Clyde Cook riß die bernsteinfarbenen Augen auf. Zweite Bremsstufe. Auch darauf reagierte die Lok nicht.
Clyde Cook wurde warm. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Die E-Lok hatte einen Defekt: die Bremsen funktionierten nicht!
Dabei handelte es sich um einen fast neuen Triebwagen, der erst seit einem halben Jahr in Betrieb war.
Bisher war die Lok einwandfrei gelaufen. Cook war in diesem halben Jahr schon mehrmals damit gefahren. Es war jedenfalls eine Freude für ihn gewesen.
Ruhig Blut bewahren! sagte sich der Lokführer. Nur nicht den Kopf verlieren!
Fieberhaft überlegte er, wie er den Zug zum Stehen bringen konnte. Er spielte sämtliche Möglichkeiten sofort durch.
Doch alle Sicherheitssysteme waren lahmgelegt.
Sabotage! dachte Clyde Cook. Es muß sich hierbei um Sabotage handeln!
Man las in letzter Zeit so vieles über internationale Terroristengruppen, die in aller Welt – aus welchen Gründen immer – ihr Unwesen trieben. Cook vermutete, daß sich solche gewissenlosen Kerle, die die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehen wollten, seines Zuges angenommen hatten.
Cook atmete tief ein.
Was tun?
Cook hatte gebremst, trotzdem fuhr der Zug jetzt sogar noch schneller. Cooks Hände wurden feucht.
Er griff nach dem Hörer des Zugtelefons. Er mußte sich mit der Streckensicherung in Verbindung setzen, damit ihm diese das Gleis freihielt.
Kurz vor Cooma gab es eine Steigung. Clyde Cook hoffte, daß sein Zug sie nicht überwinden würde.
Die Verbindung zur Streckensicherung war tot. »Hallo!« rief Cook aufgeregt in die Sprechmuschel. »Hallo, hört ihr mich nicht? Hier ist Zug Nummer 5436! Ich habe eine Störung zu melden! Hört mich keiner?«
Stille im Hörer.
Dafür nahm das schrille Pfeifen zu. Cook verzerrte das Gesicht. Jetzt erkannte er in weiter Ferne die zerstörte Trasse. Er schob den Hörer in die Halterung zurück und legte die Hände auf die schmerzenden Ohren.
Der Zug näherte sich den aufgebogenen Schienen in voller Fahrt. Die Katastrophe schien nicht mehr zu vermeiden zu sein.
Cook vernahm ein diabolisches Gelächter, das kein Mensch

ausgestoßen haben konnte. Der Lokführer dachte an die vielen Passagiere, die in ihren Abteilen saßen und noch keine Ahnung hatten, daß sie dem Chaos entgegenfuhren.

Dort, wo die Schienen endeten – in einer Höhe von fünfzehn Yards – wurde plötzlich ein häßlicher Schädel sichtbar.

Die Luft flimmerte, und dann sah Clyde Cook auch den Leib des Dämons, der hier sein schändliches Spiel trieb.

Abermals lachte der Unhold, und er brüllte: »Ich, Sardo, werde Züge, Schiffe und Flugzeuge vernichten! Mit diesem hier ist ein Anfang gemacht…!«

Clyde Cook schloß die Augen und schlug das Kreuz.

Der Zug entgleiste.

Dann wurde Cook kräftig herumgewirbelt. Er wußte nicht mehr, wo oben und unten war. Dann schlug er mit dem Kopf auf und verlor das Bewußtsein.

Der Dämon löste sich auf.

Er war mit dem, was er angestellt hatte, zufrieden. Die Katastrophe war perfekt.

***

Melbournes neuer Flughafen Tullmarine ist mit dem Stadtzentrum durch eine zwanzig Kilometer lange Schnellstraße verbunden.

Auf dieser Schnellstraße befanden wir uns. Suko saß im Fond des nilgrünen Ford Mustang, ich hockte auf dem Beifahrersitz.

Der Wagen wurde von Inspektor Brydon Tillinger gelenkt. Das war ein mittelgroßer, muskulöser Mann mit weißblondem Haar, hellen Augenbrauen und einem Kinn, das einer Baggerschaufel glich.

Tillinger hatte uns vom Flughafen abgeholt. Er hatte für Suko und mich auch schon zwei Einzelzimmer in einem guten Hotel reserviert.

Während er den Mustang lässig lenkte, warf er mir einen prüfenden Blick zu. »Ehrlich gesagt«, meinte er, »ich bin froh, daß dieser Fall nicht mehr auf meinen Schultern allein lastet. Schlaflose Nächte habe ich, seit dieses Ungeheuer in unserer Stadt wütet. Der Dämon – hat schon wieder zugeschlagen. Er hat Gleisanlagen verwüstet und damit eine Zugkatastrophe ausgelöst. Sechs Tote sind zu beklagen. Außerdem hat es zehn Schwerverletzte und etwa dreißig Leichtverletzte gegeben. Wie durch ein Wunder hat der Lokführer überlebt. Der Mann heißt Clyde Cook. Er hat die Bestie gesehen. Sardo kündigte an, er werde Züge, Schiffe und Flugzeuge vernichten. Ich habe Angst vor jedem neuen Tag, denn ich weiß nicht, wieviel Grauen er bringen wird. Vielen Menschen in dieser Stadt geht es genauso.«

»Haben Sie Informationen über Sardo?« fragte ich. »Wissen Sie, woher er kommt und wer ihn geschaffen hat?«

Brydon Tillinger zuckte mit den Schultern. »Liebe Güte, bis vor

kurzem dachte ich, Dämonen gäbe es nur in Märchen. Daß sie wirklich existieren, hielt ich für ausgeschlossen. Die Ereignisse der letzten Tage haben mich jedoch eines Besseren belehrt.«

Wir erreichten die Stadtgrenze von Melbourne. Kurze Zeit später hielt der Inspektor vor einem modernen Hotelkomplex.

»Hier sind Sie gut untergebracht«, sagte er.

Wir stiegen aus. Brydon Tillinger wollte meine Reisetasche tragen, doch ich überließ sie ihm nicht. Auch meinen Spezialkoffer, in dem ich mehrere Waffen aufbewahrte, die sich im Kampf gegen Geister und Dämonen bereits vielfach bewährt hatten, trug ich lieber selbst.

Also trabte Tillinger vor uns in das Hotel und sagte dem Mann am Empfang, daß Mr. Sinclair und Mr. Suko aus London angekommen wären.

Ich bat den Inspektor, in der Hotelbar auf uns zu warten. Ein Page zeigte uns unsere großen, nebeneinanderliegenden Zimmer.

Die Einrichtung hatte Stil. Ich fühlte mich auf Anhieb wohl in diesen Wänden. Tillinger hatte, ohne mich zu kennen, genau meinen Geschmack bei der Wahl des Hotels getroffen.

Zehn Minuten später waren wir auch in der Hotelbar. Ich genehmigte mir einen kühlen Fruchtsaft. Suko trank Ingwerbier.

Danach brachen wir auf.

Wir fuhren zum Polizeipräsidium, wo uns Brydon Tillinger die angefertigten Protokolle vorlegte.

Ich studierte sämtliche schriftlich festgehaltenen Aussagen und machte mir ein Bild von meinem gefährlichen Gegner.

Sardo war ein schreckliches Höllenbiest, vor dem wir uns in acht nehmen mußten. Er war unwahrscheinlich kräftig und konnte sich unsichtbar machen.

Vermutlich konnte er noch viele Dinge mehr tun, und vorläufig sah es so aus, als wäre er unbesiegbar.

Aber ich war davon überzeugt, daß auch dieser Dämon irgendwo seine Schwachstelle hatte, und die mußten wir finden.

Während ich las, notierte ich mir Namen und Anschriften, und als ich sämtliche Unterlagen durchgeackert hatte, sagte ich: »Ich schlage vor, wir schenken dem Dämon keine Minute, sondern beginnen sofort mit der Arbeit.«

Suko bekundete sein Einverständnis damit, indem er mit finsterer Miene nickte.

Ich wies auf Brydon Tillinger. »Versuchen Sie so rasch wie möglich, so viel wie möglich über Sardo herauszufinden, Inspektor. Wie Sie das anstellen, ist Ihre Sache. Ich brauche sämtliche Fakten über Sardo, die existieren. Woher kommt er? Wo hält er sich verborgen, wenn er die Bevölkerung nicht in Angst und Schrecken versetzt? Wieso schlägt er ausgerechnet jetzt zu? War er schon mal in dieser Gegend tätig? Es

gibt noch viele Fragen mehr, und je mehr Antworten Sie darauf bekommen, desto besser werden wir den Unhold, den es zur Strecke zu bringen gilt, kennenlernen.«

Der Inspektor machte ein ratloses Gesicht.

Er schien nicht zu wissen, wo er sich die von mir verlangten Informationen beschaffen sollte. Ich gab ihm ein paar Tips und verließ dann mit Suko das Präsidium.

»Und was tun wir zwei Hübschen nun?« fragte mich mein chinesischer Partner.

Ich verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln. »Hübsch? Sagtest du eben hübsch?«

»Bist du das etwa nicht?«

»Ich schon, aber…«

Suko hob die Hand. »Behalt's für dich, John. Wir wollen doch Freunde bleiben, oder?«

Ich gab ihm einen Zettel. Zwei Namen standen darauf. Die Polizeiprotokolle waren zwar relativ ausführlich gewesen, konnten jedoch kein persönliches Gespräch ersetzen. Deshalb sollte Suko mit Gig Plummer, dem Museumswärter, und Clyde Cook, dem Lokführer, der im Krankenhaus lag, über deren Erlebnis sprechen. Ich wollte mich über dasselbe Thema mit Zacco Spaak und Natalie George unterhalten.

Wir trennten uns.

Treffpunkt nach getaner Arbeit sollte die Bar unseres Hotels sein.

Ich bestieg ein Taxi und ließ mich zum Spencer-Bahnhof fahren.

Die Bar »Hell and Devil« hatte geschlossen. Zacco Spaak besaß ein Apartment im selben Block, aber der Wirt war nicht zu Hause. Ich läutete Sturm an seiner Tür, doch niemand öffnete mir.

Natalie George wohnte zwei Straßen weiter. Die Strecke legte ich zu Fuß zurück. Diesmal hatte mein Schellen Erfolg.

Das blonde Mädchen öffnete und blickte mich mißtrauisch an. Sie trug eine bunt getupfte Tunika mit winzigem Stehkragen und dazu hautenge knallrote Jeans.

Ein rotes Band war in ihr Haar gebunden. Um ihr Mißtrauen zu zerstreuen, zückte ich meinen Ausweis und erklärte ihr, weshalb ich gekommen war.

Sie gab die Tür frei und ließ mich eintreten. Ihre Wohnung war nicht groß, aber nett eingerichtet.

Im Living-room herrschten Pastellfarben vor. Ich hatte den Eindruck, hier drinnen würde die Sonne stärker scheinen als draußen.

Sie bot mir einen Drink an. Ich entschied mich für eine Bloody Mary. Sie mixte für sich auch eine.

Ich setzte mich in den Sessel, den sie mir anbot. Natalie hatte ihren Schock noch nicht vollends überwunden.

Ihre Hände zitterten, und sie war ein bißchen blaß um die Nase. Ich erinnerte mich an das Foto, das ich in der Zeitung von ihr gesehen hatte, und ich stellte fest, daß sie in Wirklichkeit viel hübscher war.

Ich bat sie, mir von jenem schicksalsträchtigen Abend zu erzählen. Sie holte etwas weiter aus und sprach zunächst über die Umstände, die sie dazu gebracht hatte, für den Zuhälter Sal Banacek zu arbeiten.

Ich hörte geduldig zu, unterbrach sie nicht. Sie redete davon, daß Sal Banacek in die Bar gekommen sei, um sich sein Geld zu holen. Sie erzählte, daß der Zuhälter sie geschlagen habe, weil sie ihm nicht genug Geld gegeben hatte.

Und dann war Sardo über den Zuhälter hergefallen.

Natalie George schilderte die Dämonenattacke in allen schrecklichen Einzelheiten. Sie regte sich dabei so sehr auf, daß sie feuchte Augen bekam.

Aber sie sprach tapfer weiter.

Mit heiserer Stimme sagte sie: »Mehr als einmal wünschte ich mir, Sal möge tot umfallen. Aber ein so grauenvolles Ende hat er nicht verdient.« Sie nippte an ihrer Bloody Mary. »Ich kann das alles immer noch nicht fassen. Mir kommt es immer noch so vor, als hätte ich einen furchtbaren Traum geträumt. Nichts war zu sehen gewesen. Eine unsichtbare Kraft hat Sal Banacek getötet. Für mich wird es ewig ein Rätsel bleiben, wie so etwas möglich ist.«

»Das Böse hat vielerlei Gesichter«, erklärte ich dem hübschen Mädchen. »Es tritt in vielerlei Gestalt in Erscheinung. Manchmal verzichtet es aber auch darauf, dann agiert es unsichtbar…«

Natalie blickte mich verwundert an. »Sie haben die Absicht, dem Dämon das Handwerk zu legen? Wie wollen Sie das denn schaffen? Wenn Sie erlebt hätten, was ich erlebt habe, würden Sie einsehen, daß Sie gegen dieses mörderische Wesen keine Chance haben.«

»Ich werde trotzdem nichts unversucht lassen, um Sardo zur Hölle zu schicken!« sagte ich bestimmt.

»Entweder haben Sie sehr viel Mut, Mr. Sinclair, oder Sie wissen nicht, worauf Sie sich da einlassen.«

»Ich weiß, was ich tue. Ich habe Erfahrung im Kampf gegen Dämonen. Bestimmt nehme ich Sardo nicht auf die leichte Schulter. Aber überlegen Sie einmal, Miß George, wenn niemand versucht, sich dem Dämon entgegenzustellen, wird er immer dreister, und schon bald liegt in dieser Stadt kein Stein mehr auf dem anderen.«

»Was nützt es, sich ihm entgegenzustellen? Er überrollt doch jeden wie ein riesiger Panzer.«

»Haben Sie irgendeine Wahrnehmung gemacht, die mir weiterhelfen könnte, Miß George?«

»Nennen Sie mich Natalie«, sagte das Mädchen. Sie seufzte. »Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen, John. Aber ich habe alles gesagt.«

Ich trank meine Bloody Mary aus und erhob mich. Natalie schaute mich wehmütig an, als müsse sie von mir für immer Abschied nehmen, als wüßte sie, daß ich dieses Abenteuer nicht überleben würde.

Sie begleitete mich zur Tür. »Ich mag Sie, John«, sagte sie. Dabei senkte sie den Blick, als würde sie sich schämen. »Deshalb bitte ich Sie: Seien Sie vorsichtig. Wagen Sie nicht zuviel. Es wäre schade um Sie.«

Ich lächelte. »Ich habe gelernt, auf mich aufzupassen. Machen Sie sich um mich keine Sorgen. Und im übrigen: Ich mag sie auch, Natalie. Deshalb rate ich Ihnen, den Job, den Sie unter Sal Banaceks Zwang ausüben mußten, an den Nagel zu hängen und sich etwas Seriöses zu suchen.«

»Ist schon geschehen. Ich konnte in einer Wäscherei unterkommen. Als Mädchen für alles. Das heißt: für fast alles.«

Ich trat aus der Wohnung.

»Ich würde mich freuen, wenn Sie wiederkämen, John.«

»Mal sehen«, gab ich zurück, »vielleicht läßt es sich einrichten.«

»Dann zeige ich Ihnen Melbourne…«

Ich nickte und ging. Was würde von Melbourne übrigbleiben, wenn es mir nicht gelang, Sardo zur Strecke zu bringen? Mich überlief es kalt, als ich an die Gefahren dachte, die der Stadt im Augenblick drohten.

***

Noah Nantwick stand in seiner Atelierwohnung vor der Staffelei und pinselte konzentriert und mit ruhiger Hand ein farbenfrohes, plastisches Stilleben auf die grobe Leinwand.

Ab und zu schweiften seine Gedanken ab. Dann hielt er im Malen inne. Wie eben. Reglos stand er da. In der Rechten den Pinsel, in der Linken die Farbpalette.

Er trug einen weißen Kittel, der mit vielen Farben betupft war. Starr waren seine Augen auf einen imaginären Punkt geheftet.

Er dachte an Nico, und er ärgerte sich sofort wieder über seinen Bruder. Die Versöhnung war nur von kurzer Dauer gewesen.

Doch Noah Nantwick fand nicht, daß das seine Schuld war. Nico hatte sich unmöglich benommen. Er, Noah, war der Ansicht, daß er es nicht nötig hatte, den Launen seines Bruders als Spielball zu dienen.

Noah riß sich von seinen Gedanken los. Er schüttelte unwillig den Kopf.

Es war vernünftiger, keinen weiteren Gedanken mehr an Nico zu verschwenden. Auch ärgern wollte sich Noah Nantwick nicht mehr über seinen Bruder. Er wollte ihn vergessen.

Es war das beste, Nico aus dem Gedächtnis zu streichen, als würde es

ihn nicht geben. Noah nahm sich vor, Nicos Farm nie wieder zu betreten.

Er war sicher, daß es ihm nicht schwerfallen würde, der Farm fernzubleiben. Energisch stieß der Maler den Pinsel in die leuchtende Ockerfarbe.

Er konzentrierte sich wieder auf das Gemälde. Als er den Pinsel ansetzen wollte, klopfte es.

Noah Nantwick legte Pinsel und Palette beiseite. Er wischte seine Hände am Kittel ab und begab sich zur Tür.

Ein vierschrötiger Mann stand auf dem Schuhabstreifer. Ein Mann mit stechenden Augen und düsterer Miene. Sein Haar war schwarz. Die Brauen wucherten wild. Die Stirn wies zahlreiche Runzeln auf.

Noah kannte ihn.

Das war Addison Grizzard, einer der bedeutendsten Wissenschaftler Australiens auf dem Gebiet der Parapsychologie.

Grizzards Arbeiten fanden in der Fachwelt ein großes Echo und sehr viel Anerkennung. Noah Nantwick hatte den ungewöhnlichen Mann auf einer Ausstellung kennengelernt.

Addison Grizzard mochte die Art, wie Noah malte. Mittlerweile hingen vier Gemälde von Nantwick in seinem Haus.

»Ich sehe, ich störe Sie bei der Arbeit, Mr. Nantwick«, sagte der Parapsychologe mit seiner hohlen Stimme. »Das tut mir leid.«

»Ich bitte Sie, das macht doch nichts«, sagte Noah lächelnd. »Ich hatte ohnedies keine allzu große Lust mehr. Ihr Besuch ist mir sehr willkommen. Jetzt habe ich wenigstens eine Rechtfertigung vor mir selbst, die Arbeit zu beenden.«

Der Maler ließ Grizzard herein.

Der Parapsychologe begab sich zur Staffelei und betrachtete das fast fertige Gemälde. »Sie sind ein begnadeter Künstler, Mr. Nantwick.«

»Ich danke Ihnen. Setzen Sie sich doch. Darf ich Ihnen etwas anbieten?«

Addison Grizzard lehnte höflich, aber bestimmt ab. Er setzte sich auf die Couch, die unter der schrägen Fensterfront stand.

»Was führt Sie zu mir?« erkundigte sich Noah.

Grizzards Miene wurde noch düsterer. Er räusperte sich und betrachtete seine Hände.

»Ich nehme an, Sie haben von den schrecklichen Vorfällen gehört, die sich in der jüngsten Vergangenheit ereigneten.«

»Befassen Sie sich damit? Stimmt es, daß dafür die Macht des Bösen verantwortlich zu machen ist?«

»Alle diese Taten gehen auf das Konto eines Dämons namens Sardo«, sagte Addison Grizzard ernst. »Er ist ein grausames Scheusal. Er ist gemein und blutrünstig. Sein Bestreben geht dahin, sich mit jeder neuen Tat selbst zu übertreffen. Sie können sich vorstellen, wohin das

führt…«
Noah Nantwick setzte sich dem Parapsychologen gegenüber. Er faltete die Hände und klemmte sie zwischen die Knie.
»Sie erwarten noch furchtbarere Taten?«
Grizzard nickte. Seine wild wuchernden Brauen zogen sich zusammen. »Ich befasse mich seit vielen Jahren mit Dämonologie. Was diese Wesen aus den Dimensionen des Grauens anzustellen vermögen, übersteigt unser aller Fassungsvermögen, Mr. Nantwick. Wir dürfen Sardo nicht weiter gewähren lassen. Canberra, Sydney, Newcastle… keine Stadt wird sonst vor ihm mehr sicher sein.«
Noah leckte sich nervös die Lippen. »Die Gefahr, die Sie da schildern, ist ja schrecklich.«
»Glauben Sie mir, Mr. Nantwick, ich weiß, wovon ich spreche. Je mehr Erfolg Sardo hat, desto mehr wird er sich selbst zu neuen Taten anstacheln.«
Noah Nantwick fragte sich, weshalb der Parapsychologe ausgerechnet mit ihm darüber sprach. Wollte ihm Addison Grizzard Angst machen?
»Gibt es denn keine Möglichkeit, dem Dämon Einhalt zu gebieten?« fragte Noah mit belegter Stimme.
»Sardo hat dieses Land vor vielen Jahren schon mal heimgesucht«, erwiderte Addison Grizzard, ohne direkt auf die Frage des Malers einzugehen.
»Hat er’s damals auch so wüst getrieben?«
»Was er getan hatte, war schlimm genug gewesen.«
»Wieso verschwand er wieder in der Versenkung?« wollte Noah Nantwick wissen.
»Sieben beherzte Mönche trieben ihn in eine Höhle, rollten einen gewaltigen Felsbrocken davor und schwächten ihn mit ihren Gebeten. Sie glaubten, er wäre daran zugrunde gegangen, aber er überdauerte die Zeiten im Tiefschlaf.«
»Wer hat ihn aufgeweckt?«
»Niemand weiß das«, sagte Addison Grizzard.
»Er ist aber zu besiegen. Die sieben Mönche haben es bewiesen.«
»Ja«, sagte Grizzard. »Er ist zu besiegen, aber es ist bestimmt nicht leicht. Sardo wird der doppelte Dämon genannt, weil er die Fähigkeit hat, sich zu teilen. Deshalb genügt es auch nicht, ihn einmal zu töten. Man muß es zweimal tun, und zwar auf verschiedene Weise, sonst steht er hinterher wieder auf und nimmt grimmige Rache.«
Noah Nantwick zündete sich eine Zigarette an. Er rauchte nervös. »Darf ich Sie etwas fragen, Mr. Grizzard?«
»Natürlich.«
»Warum erzählen Sie mir das alles? Ich dachte, Sie würden mit mir über Malerei sprechen wollen. Davon verstehe ich mehr als von

Dämonen.«
Addison Grizzard schlug ein Bein über das andere und lehnte sich zurück. Er blickte Noah Nantwick fest in die Augen.
»Ich kenne die Höhle, in der Sardo die Zeiten überdauerte. Ich war da, und ich sah den Felsen, den die Mönche vor den Höhleneingang gerollt hatten. Der Block war völlig zertrümmert. Die Höhle ist leer. Der Dämon erhielt Hilfe von außen. Jemand, der mehr Macht hat als Sardo, muß ihn befreit haben.«
»Und wo ist Sardo jetzt?«
»Er hat sich einen Wirtskörper gesucht, in dem er sich verbirgt.«
»Sie meinen, er versteckt sich im Körper eines Menschen?« fragte Noah Nantwick ungläubig. »Wie klappt das denn? Ich habe gehört, daß dieses Ungeheuer riesengroß sein soll?«
»Er kann seine Größe jederzeit variieren«, behauptete Addison Grizzard.
Noah Nantwick lächelte dünn. »Sie haben mir noch keine Antwort auf die Frage gegeben, die ich Ihnen vorhin gestellt habe, Mr. Grizzard. Warum erzählen Sie mir das alles? Aus welchem Grund sind Sie hier?«
Der Parapsychologe legte sehr viel Gewicht in das, was er darauf antwortete: »Ich habe Sie aufgesucht, Mr. Nantwick, um Sie zu bitten, Ihren Bruder Nico zu töten!«

***

Noah Nantwick hatte das Gefühl, jemand hätte ihn mit einem großen Hammer auf den Kopf gehauen. Seine Augen weiteten sich bestürzt.
Er glaubte, sich verhört zu haben.
Was Addison Grizzard von ihm verlangte, war ungeheuerlich. Die Bitte, einen Mord zu begehen, war allein schon wahnwitzig genug.
Aber daß das Opfer auch noch Nico Nantwick sein sollte, das schlug dem Faß den Boden aus. Noah drückte die Zigarette in den Aschenbecher.
Er war so nervös, daß er nicht mehr sitzen konnte. Er sprang auf und lief… im Atelier hin und her.
Als er die Sprache wiedergefunden hatte, stieß er keuchend hervor: »Sie sind nicht bei Trost, Grizzard. Mein Gott, Sie können nicht bei Trost sein! Wie kommen Sie dazu, so etwas Furchtbares von mir zu verlangen? Warum wünschen Sie Nicos Tod? Was hat er Ihnen getan?«
Noah Nantwick hatte sich vor wenigen Minuten erst entschlossen, Nico nie mehr wiederzusehen, weil es nichts mehr gab, was sie beide auf irgendeine Weise verbunden hätte.
Trotzdem blieb Nico sein Bruder, gegen den er niemals in mörderischer Absicht die Hand heben würde.
Er wollte überhaupt keinen Menschen umbringen. Es war eine

Frechheit, daß Addison Grizzard so etwas von ihm verlangte.

Noah Nantwick beabsichtigte, den Parapsychologen deswegen bei der Polizei anzuzeigen. Der Mann war gemeingefährlich.

Grizzard schien sich zu sehr in seine schreckliche Wissenschaft vertieft zu haben, in der es von Mord und Totschlag – begangen von Dämonen – nur so wimmelte.

Das Studium mußte das Gehirn des Parapsychologen besorgniserregend verwirrt haben. Der Mann konnte nicht mehr normal sein.

Noah blieb stehen und musterte Addison Grizzard verstohlen. Flackerte da nicht ein kleines Flämmchen des Wahnsinns in den Augen des Parapsychologen?

Addison Grizzard lächelte verständnisvoll. »Ich kann mir denken, was im Augenblick hinter Ihrer Stirn vorgeht, Mr. Nantwick. Sie halten mich für verrückt.«

»Würden Sie das an meiner Stelle nicht tun?«

»Doch.«

»Möchten Sie trotz allem behaupten, daß Sie normal sind?«

»Hören Sie mich weiter an und urteilen Sie dann über mich«, schlug Addison Grizzard vor.

»Was sollte es da noch anzuhören geben?« fragte Noah abweisend. »Gibt es vielleicht noch verrücktere Bitten, die Sie vorbringen möchten?«

»Ich bitte Sie lediglich, mich anzuhören, Mr. Nantwick.«

»Okay. Aber fairerweise mache ich Sie schon jetzt darauf aufmerksam, daß ich hinterher die Polizei anrufen werde!«

Addison Grizzard schien das nicht zu beeindrucken. Er berichtete: »Ich besitze ein magisches Lot, mit dem ich einen Hort des Bösen auspendeln kann. Das geht so vor sich: Ich breite eine Landkarte aus und halte das Lot über ein Planquadrat nach dem andern. Dort, wo mein magisches Lot zu pendeln anfängt, befindet sich mit absoluter Sicherheit eine dämonische Strahlung. Über dem Gebiet, auf dem sich die Farm Ihres Bruders befindet, hat mein Lot wie verrückt ausgeschlagen…«

»Das beweist doch höchstens, daß sich Sardo im Bereich von Nicos Farm aufhält.«

»Erinnern Sie sich daran, was ich vorhin sagte, Mr. Nantwick: Sardo versteckt sich in einem Wirtskörper. Ich kann verstehen, daß Sie sich dagegen auflehnen, wenn ich Ihnen sage, daß Sardo sich für den Leib Ihres Bruders entschieden hat. Aber leider ist das eine Tatsache, auch wenn Sie sich weigern, sie zu akzeptieren.«

»Sardo – im Körper meines Bruders? Das ist unmöglich. Das glaube ich nicht.«

»Sie wollen es nicht glauben. Ich habe Ihren Bruder beobachtet, Mr.

Nantwick. Es besteht nicht der geringste Zweifel darüber, daß er Sardo in sich hat.«

Noah schüttelte wild den Kopf. »Das ist nicht wahr!« schrie er. »Ich glaube Ihnen kein Wort, Grizzard!«

»Ihr Bruder hat zahlreiche Beweise geliefert, Mr. Nantwick.«

»Was für Beweise?«

»Neonröhren, an denen er vorbeiging, zerplatzten. Fensterscheiben zersprangen. Sogar ein Wagen kippte um, ohne daß ihn irgend jemand berührte. Sie müssen es mir glauben: Ihr Bruder hat den Teufel im Leib. Er ist von Sardo besessen…«

Noah schluckte schwer. Er dachte an den Spaziergang mit Nico. Der Bruder war plötzlich verschwunden gewesen. Später war er völlig verändert.

»Kann man Nico nicht retten?« fragte Noah Nantwick krächzend.

Addison Grizzard schüttelte langsam den Kopf. »Ich sehe keine Möglichkeit. Ihr Bruder muß sterben. Dadurch wird Sardo seines Verstecks beraubt, und dann muß man blitzschnell zuschlagen…«

»Selbst wenn es stimmt, was Sie mir sagen, ist es mir unmöglich, meinen Bruder zu töten.«

»Denken Sie an die schrecklichen Taten, die Sardos Werk waren. Es werden noch mehr Menschen grauenvoll zugrunde gehen. Sardo wird Melbourne in Schutt und Asche legen!«

»Hören Sie auf!« schrie Noah Nantwick heiser. »Ich kann das nicht mehr hören!«

»Sie sind sein Bruder«, bohrte der Parapsychologe weiter. »Wenn Sie sich ihm nähern, wird er keinen Verdacht schöpfen.«

»Ich kann es nicht!«

»Sie retten Melbourne damit vor dem sicheren Untergang!«

»Ich kann es nicht und ich werde es nicht tun!« brüllte Noah Nantwick. »Nico ist trotz allem mein Bruder!«

Addison Grizzard erhob sich ächzend. »Ich habe befürchtet, daß Sie so reagieren würden.«

Der Parapsychologe wollte die Atelierwohnung des Malers verlassen. Noah Nantwick hielt ihn am Arm zurück.

Er sah dem Wissenschaftler verzweifelt in die Augen. »Was wird nun geschehen?«

Addison Grizzard hob die Schultern. »Wenn Sie nicht bereit sind, diese Stadt zu retten, muß ich es tun.«

***

Wir trafen uns, wie verabredet, in der Hotelbar. Suko war schon da, als ich eintrat. Er saß in einer kleinen Nische an einem Tisch für vier Personen und hatte einen Reisschnaps vor sich stehen.

Ich bestellte beim Kellner Scotch.

Die Bar war gut besucht. Am hufeisenförmigen Tresen saß eine Touristengruppe aus Holland. Die Leute hatten alle schon einen mächtigen Zacken weg und lärmten so heftig, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Ich bekam meinen Scotch. Der Kellner wies mit einem um Entschuldigung heischenden Lächelnd auf die Gruppe.

»Sie feiern Abschied, und sie lassen sich nicht bremsen.«

»Wenn sie heute Abschied feiern, werden wir die Ruhe morgen abend um so mehr genießen«, erwiderte ich.

Dann wandte ich mich Suko zu und bat ihn, zu berichten.

Mein chinesischer Partner sagte: »Den Beschreibungen von Sardo, die in den Polizeiprotokollen stehen, habe ich nichts hinzuzufügen. Sowohl Gig Plummer als auch Clyde Cook haben den Dämon als einen Titanen mit dem furchterregenden Kopf eines Gorillas beschrieben. Er hat die Fähigkeit, sich zu teilen. Dann hast du's mit ihm in doppelter Ausführung zu tun. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ein Dämon schon mal gefährlicher gewesen wäre als Sardo.«

»Was hast du vor?« fragte ich. »Willst du mir Angst machen?«

»Ich möchte nur darauf hinweisen, daß es schwierig werden wird, dieses Ungeheuer zur Strecke zu bringen.«

»Keine Sorge, ich mache mir keine falschen Illusionen, Suko.« Ich erzählte meinem Freund und Kampfgefährten von meinem Besuch bei Natalie George. Anschließend stellte ich die Frage in den Raum: »Wo mag Sardo seine Achillesferse haben?«

Suko seufzte geplagt. »Mir wäre bedeutend wohler, wenn es mir gelungen wäre, das herauszufinden.«

Der Kellner kam und sagte mir, ich würde am Telefon verlangt. Der Anrufer war Inspektor Brydon Tillinger.

Er bat mich, nicht wegzugehen. »Ich bin in zwanzig Minuten bei Ihnen«, sagte er und legte auf.

Zwanzig Minuten später saß er bei Suko und mir am Tisch.

»Schon einen Schritt weitergekommen?« fragte er uns.

»Leider nein«, gab ich zurück.

Er kämmte sich mit den Fingern und sagte dann: »Ich habe mich mit vielen Leuten unterhalten. Menschen, die sich für Okkultismus, Parapsychologie und Dämonologie interessieren. Dabei erfuhr ich einige recht interessante Dinge.«

»Zum Beispiel?« fragte ich interessiert.

»Dies ist nicht Sardos erster Auftritt«, sagte Brydon Tillinger. »Er hat den Beinamen der doppelte Dämon, weil er sich teilen kann…«

Suko und ich erfuhren von den sieben Mönchen, die Sardo den Kampf angesagt und ihn ausgeschaltet hatten.

Anschließend sagte der Inspektor: »Wer den Dämon aus seinem von den Mönchen wirksam gesicherten Felsengrab befreit hat, entzieht

sich meiner Kenntnis…«

Ich warf Suko einen raschen Blick zu und sagte dann zu Tillinger: »Das war der Schwarze Tod.«

Der Inspektor schaute mich verwirrt an. »Der Schwarze Tod? Wer ist das?«

Ich klärte den Australier über meinen Supergegner auf, der auf immer neue Weise versuchte, dem Bösen auf der Welt zum Durchbruch zu verhelfen.

Was hatte dieser Schwarze Tod nicht schon alles inszeniert, um mich für immer auszuschalten, doch zum Glück war es ihm bis dato nicht gelungen, und ich konnte nur hoffen, daß es ihm auch in Zukunft nicht gelingen würde.

Brydon Tillinger sprach wieder von Sardo: »Wenn man ihn wirklich vernichten will, muß man ihn zweimal auf verschiedene Arten töten.«

»Das ist gut zu wissen«, sagte Suko.

»Die Experten sind sich einig, daß sich Sardo in einem Wirtskörper versteckt hat«, sagte Tillinger. »Auf diese Weise kann er sich ungeniert in unserer Stadt bewegen. Ich kann Ihnen sagen, ich stehe vor der schwierigsten Aufgabe meines Lebens, Sinclair. Wie soll ich herausfinden, in welchen Körper der Unhold geschlüpft ist?«

»Sie dürfen den Kopf nicht hängenlassen, Inspektor. Gegen alles ist ein Kraut gewachsen. Auch gegen Sardo, davon bin ich überzeugt, wenn's im Moment auch noch nicht danach aussieht.«

Brydon Tillinger verabschiedete sich von uns.

Suko und ich besuchten das Hotelrestaurant, wo mein Freund wieder einmal unter Beweis stellte, was er verdrücken konnte.

Nach dem Essen begaben wir uns auf unsere Zimmer. Es war Zeit, zu Bett zu gehen. Wir wußten nicht, was der nächste Tag für uns bereithalten würde. Ich schloß die Tür hinter mir und streifte mein Jackett ab.

In dem Augenblick, wo ich meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta ablegte, passierte es…

Die Hölle brach in meinem Zimmer los.

Ich stand mitten in einem lodernden Feuerkreis. Es war mir unmöglich, ihn zu verlassen. Ich konnte mich nur in seinem Inneren bewegen.

Ein orkanhafter Sturm zerrte an meinen Kleidern und nahm mir den Atem. Ich rang nach Luft, und während ich dies tat, sah ich, wie eine dämonische Kraft die Schranktüren aufriß.

Doch damit nicht genug. Die Türen wurden aus ihrer Halterung gefetzt, vom Sturm gepackt und nach mir geschleudert.

Waagrecht sausten die Schranktüren durch den Raum, auf meinen Hals zu, als wollten sie mich köpfen. Ich tauchte blitzschnell unter ihnen weg. Sie krachten gegen die Wand und polterten zu Boden.

Daraufhin fing der Teppich an, unter meinen Füßen Wellen zu schlagen. Daß hier schwarzmagische Kräfte am Werk waren, bewies allein schon die Tatsache, daß der Teppich nicht brannte, obwohl die Flammen des Feuerkreises von ihm hochloderten.

Ich wurde gerüttelt und geschüttelt. Ich sollte zu Fall gebracht werden, doch ich ruderte mit den Armen durch die Luft und konnte so immer wieder das Gleichgewicht halten.

Ein Heulen, Brausen und Toben erfüllte den Raum.

Aus der Kommode glitten die Laden heraus und wurde von meinem Gegner, den ich nicht sehen konnte, nach mir geschleudert.

Ich tänzelte zwischen den Geschossen hin und her. Eine Lade traf mich mit großer Wucht an der Schulter. Ein heftiger Schmerz raste durch meinen Arm bis in die Fingerspitzen hinunter.

Mein Gesicht verzerrte sich.

Ich hatte genug von diesem verdammten Spuk. Mir war heiß, und mir rann der Schweiß von der Stirn in die Augen. Das brannte höllisch.

Wenn ich diese Attacke des Bösen überstehen wollte, mußte ich mir schnellstens etwas einfallen lassen.

Ich wußte nicht, mit wem ich es zu tun hatte, aber ich rechnete damit, daß Sardo mein Gegner war, denn ich wußte, daß er sich unsichtbar machen konnte.

Er hatte wahrscheinlich erfahren, daß ich ihm das Handwerk legen wollte, und nun schien er den Spieß umdrehen zu wollen.

Kaum hatten die Kommodenladen den Teppichboden berührt, da sprangen sie wieder hoch wie Gummibälle und flogen zurück.

Die ungewöhnlichen Wurfgeschosse sausten gefährlich nahe an meinen Schläfen vorbei. Wenn mich einer der Laden getroffen hätte, wäre ich zu Boden gestürzt.

Plötzlich fiel mir mein geweihtes Silberkreuz ein, das ich immer um den Hals trage. Es hatte mir im Kampf gegen die Ausgeburten der Hölle schon wertvolle Dienste erwiesen.

Blitzschnell riß ich mein Hemd auf.

Aus den vier Enden meines Kreuzes schossen gelbgrüne Strahlen, die den gesamten Raum in ein unwirkliches Licht tauchten.

Stille mit einemmal!

Der Boden bebte nicht mehr. Der Flammenkreis existierte nicht mehr. Ich vernahm kein Heulen, kein Brausen, kein Toben mehr.

Es war vorbei mit dem Spuk.

Die Kraft des weißmagischen Lichts hatte dem Höllentreiben ein Ende gesetzt. Ich atmete erleichtert auf, wischte mir den Schweiß von der Stirn, entspannte mich.

Das Strahlen meines Kreuzes nahm langsam ab. Ich blickte mich verblüfft um. In meinem Zimmer war der ursprüngliche Zustand

wiederhergestellt.

Die Laden waren wieder an ihrem Platz. Ja sogar die Schranktüren waren wieder montiert. Kein Defekt war an ihnen festzustellen.

Als ob sie niemals aus der Verankerung gefetzt worden wären.

Es war nichts geschehen. So sah es jedenfalls aus.

Aber ich wußte es besser. Ich hatte keine Halluzinationen gehabt. Der Angriff hatte stattgefunden, wenn auch nun nichts mehr darauf hinwies.

Unter normalen Umständen hätte Suko, der gleich nebenan wohnte, das Gepolter hören müssen, aber die Schwarze Magie hatte dafür gesorgt, daß kein Geräusch aus diesem Zimmer hinausdrang.

Ich atmete tief ein.

Plötzlich bildete sich ein schwarzer Fleck an der Wand, der rasch größer wurde. Meine Hand zuckte zum Kruzifix.

Der Fleck wurde allmählich grau, dann nahm er die bleiche Farbe eines Knochens an.

Ein Lidschlag später hatte ich einen grinsenden Totenschädel vor mir, und im selben Augenblick wußte ich, daß die Attacke vorhin nicht Sardo inszeniert hatte, sondern – der Schwarze Tod!

Die rechte Hand des Teufels lachte diabolisch. Er hatte mir wieder einmal eine Kostprobe seiner Fähigkeiten gegeben.

Es gab wohl nicht sehr viel, was er nicht zu tun imstande war.

Sein Lachen ging mir durch Mark und Bein. »Willkommen in Australien, John Sinclair!« höhnte er. »Habe ich dir nicht prophezeit, daß wir uns hier wiedersehen werden? In diesem Land wird sich dein Schicksal erfüllen! Hier wirst du sterben! Die Weichen sind bereits gestellt!«

Die Erscheinung verblaßte.

Sekunden später war sie nicht mehr zu sehen…

***

Addison Grizzard war mächtig aufgeregt. Angst und die Hoffnung, mit Sardo, dem doppelten Dämon, fertig zu werden, ließen seine Nervenstränge vibrieren.

Er konnte keineswegs sicher sein, Erfolg zu haben.

Er wußte, daß er dazu auf jeden Fall eine gehörige Portion Glück brauchte. Bevor er sein Haus verließ, hatte er sich vor den kleinen Marienaltar gekniet, der in seinem Wohnzimmer stand.

Er betete.

Es war Nacht.

Addison Grizzard hatte sich einen geländegängigen Jeep geliehen. Auf den Rücksitzen lag eine Vielzahl von weißmagischen Waffen.

Magische Kreiden, Dämonenfackeln und ein alter Dolch, der mit kabbalistischen Zeichen bedeckt war.

Da sich Dämonen hin und wieder gern mit einer unsichtbaren magischen Wand umgeben, hatte sich Addison Grizzard auch einen weißmagischen Diamantenschneider zugelegt, mit dem solche Wände zerstört werden konnten.

Außerdem steckte in Grizzards Gürtel ein Colt-Agent-Revolver, den er mit geweihten Silberkugeln geladen hatte.

Um den Hals trug der Parapsychologe ein ledernes Amulett, das ihn vor der tödlichen Einwirkung des Bösen beschützen sollte.

Darüber hinaus befanden sich auf den Rücksitzen noch zahlreiche Dämonenbanner.

Obwohl Addison Grizzard bis an die Zähne bewaffnet war, konnte er nicht sicher sein, daß er diese Nacht mit heiler Haut überstehen würde.

Denn der Dämon, mit dem er sich anzulegen gedachte, war gemein und unberechenbar.

Deshalb mußte Grizzard auf der Hut sein. Wenn Sardo zu früh bemerkte, daß jemand etwas gegen ihn im Schilde führte, schlug er schneller zu, als es dem Parapsychologen lieb sein konnte.

Grizzard ließ den Jeep ausrollen. Er stellte den Motor ab. Es war nicht mehr weit bis zu Nico Nantwicks Farm.

Den Rest des Weges mußte er zu Fuß zurücklegen. Er durfte nicht den Fehler begehen und zu nahe an Nantwicks Haus heranfahren. Wenn der Besessene ihn entdeckte, würde er sofort Abwehrmaßnahmen treffen.

Dann war es nicht mehr möglich, Nico Nantwick zu überraschen, aber genau darauf kam es an. Nantwick mußte ahnungslos sein, sonst ging alles, was sich Addison Grizzard vorgenommen hatte, schief.

Der Parapsychologe kletterte aus dem Jeep. Eine laue Brise blies über den vierschrötigen Mann hinweg. Er strich sich das Haar aus der Stirn.

In seiner Nähe zirpten Grillen. Die Nacht wirkte so friedlich, als würde sie keinerlei Gefahr in sich bergen.

Doch der Schein trog. Keine Nacht war für Addison Grizzard jemals gefährlicher gewesen als diese.

Er atmete tief ein und warf einen scheuen Blick in Richtung Farm. Hinter dem Gebäude ragten einige Büsche auf.

Addison Grizzard rechnete damit, daß er die Strecke bis dorthin in fünf Minuten zurücklegen würde.

Bestenfalls noch fünf Minuten Sicherheit.

Dann begann die Ungewißheit für Addison Grizzard!

Seine Zunge tanzte über die spröden, trockenen Lippen. Er beugte sich in den Wagen und griff nach dem Dolch, mit dem er Sardo angreifen wollte.

Der zweite Körper Sardos sollte durch eine Drahtschlinge sterben, die der Parapsychologe zu Hause durch ein weißmagisches Gebräu

gezogen hatte.

Außerdem nahm Addison Grizzard ein kleines Fläschchen mit einer giftgrünen Tinktur an sich. Damit wollte er dem Dämon eine Falle stellen.

Nachdem er alles in den Taschen verstaut hatte, machte er sich mit gemischten Gefühlen auf den Weg.

Er ging schnell, damit ihn sein Mut nicht verließ. In Nico Nantwicks Haus brannte noch Licht. Bestimmt war Nantwick noch auf.

Der Dämon liebte die Nacht, deshalb würde er seinem Wirtskörper erst im Morgengrauen gestatten, zu Bett zu gehen.

Mit jedem Schritt, den Addison Grizzard tat, schlug sein Herz schneller. Niemand außer Noah Nantwick wußte, was er für Melbourne tat.

Er setzte für seine Heimatstadt sein Leben aufs Spiel. Ein hoher Einsatz. Ob ihm das jemals jemand danken würde?

Unwillkürlich schüttelte Addison Grizzard den Kopf. Er wollte keinen Dank.

Der Parapsychologe stolperte über eine Grasnarbe. Beinahe wäre er hingefallen. Er fing sich gerade noch, hüstelte nervös, hastete weiter.

Ein unangenehmes Prickeln war zwischen seinen Schulterblättern. Lief er in dieser sternenklaren Nacht seinem Ende entgegen?

Sardo war mächtig. In ihm steckte die Kraft der Hölle. Vermochte ihm ein Mensch auch nur im entferntesten gefährlich zu werden?

Weiter! befahl sich Addison Grizzard. Eine Umkehr kam nicht in Frage! ›Entweder du siegst – oder du wirst besiegt! Eine dritte Möglichkeit darf es nicht geben!‹ sagte er sich.

Heftig atmend erreichte der Parapsychologe die Büsche hinter dem Gebäude. Er fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn.

Für einen Moment glaubte er, Nico Nantwick durch das Wohnzimmer gehen zu sehen. Addison Grizzard duckte sich hastig, um von dem Besessenen nicht entdeckt zu werden.

Es raschelte hinter ihm geisterhaft.

Grizzard hatte einen dicken Kloß im Hals, den er mühsam hinunterzuschlucken versuchte. Das war die Furcht vor dem Ungewissen.

Er wurde sie nicht mehr los.

Mit zitternder Hand holte er das kleine Fläschchen mit der giftgrünen Tinktur hervor. Mit gekrümmtem Rücken wieselte er durch die Dunkelheit.

Er beträufelte den Boden mit der Flüssigkeit. Dies geschah nach einer bestimmten Formel. Dazu murmelte Addison Grizzard wirksame weißmagische Sprüche.

Der letzte Tropfen fiel auf den Boden. Nun stand die Dämonenfalle, in die Addison Grizzard das Höllenbiest locken wollte.

Der Parapsychologe warf einen Blick zum tintigen Nachthimmel. Die Sterne funkelten wie Diamanten auf mitternachtsblauem Samt.

Würde ihm der Himmel beistehen? Würde er die Sterne morgen nacht wiedersehen? Oder wartete am Ende dieses gewagten Vorhabens eine Niederlage auf ihn?

Addison Grizzard steckte das Fläschchen weg. Er richtete sich auf und atmete voll durch.

Das Opfer mußte sein. Einer mußte den Mut aufbringen, den Dämon zu vernichten, sonst vernichtete dieser ganz Melbourne.

Mit geschmeidigen Bewegungen eilte der Parapsychologe auf das Gebäude zu. Ein heller Lichtblock fiel auf die Terrasse.

Addison Grizzard nahm mehrere kleine Steinchen auf. Er erreichte die Terrasse, blieb stehen. Nico Nantwick war nicht zu sehen.

Da aber nur in diesem Raum Licht brannte, durfte der Parapsychologe annehmen, daß der Besessene sich darin aufhielt.

Obwohl Grizzard die Absicht hatte, den Mann zu töten, kam er sich nicht als Mörder vor. Er tötete seiner Ansicht nach keinen Menschen, sondern einen gefährlichen Besessenen.

Das war ein großer Unterschied!

Addison Grizzard warf die ersten Steinchen. Sie schlugen gegen das Glas der Terrassentür. Damit wollte er Nico Nantwick aus dem Haus locken.

Zunächst reagierte der Farmer nicht.

Vermutlich hatte er die leisen Geräusche überhört. Addison Grizzard warf deshalb weitere Steinchen.

Und diesmal hatte der Parapsychologe damit Erfolg.

Nico Nantwick erschien in seinem Blickfeld. Addison Grizzard wirbelte herum. Er huschte davon. So schnell er konnte, zog er sich in die Büsche zurück. Zwischen Blättern und Zweigen verharrte er mucksmäuschenstill.

Er wartete mit hämmerndem Puls.

Nico Nantwick öffnete die Terrassentür. Er trat aus dem Haus. Addison Grizzard ging vorsichtig in die Hocke. Er war furchtbar aufgeregt.

Es kostete ihn sehr viel Mühe, einen halbwegs kühlen Kopf zu bewahren, um Herr der Lage zu bleiben.

Nico Nantwick entfernte sich nicht vom Haus. Er ging nur ein paar Schritte. Dort, wo die Terrasse endete, blieb er stehen.

Addison Grizzard fragte sich, was in dem Besessenen nun vorging. Was würde Sardo nun tun? Grizzard griff nach einem Zweig.

Er schüttelte ihn. Das gab ein raschelndes Geräusch. Damit wollte der Parapsychologe den Besessenen zu den Büschen – und damit in die sorgfältig errichtete Falle – locken.

Aber Nico Nantwick traf keine Anstalten, die Terrasse zu verlassen.

Nervös schüttelte Addison Grizzard den Zweig noch einmal.

Diesmal heftiger.

Es war unmöglich, daß Nantwick das nicht hörte. Dennoch reagierte der Besessene nicht so, wie Grizzard es wollte.

Die Wangenmuskeln des Parapsychologen zuckten vor Wut, als sich Nico Nantwick mit einem abrupten Ruck umwandte und sich anschickte, in sein Haus zurückzukehren.

Addison Grizzard richtete sich daraufhin hinter dem Busch auf und flüsterte: »Nantwick! Nico Nantwick!«

Der Farmer mußte das hören, doch er ging weiter. Daraufhin riß Addison Grizzard seinen Colt Agent aus dem Gürtel.

Er entsicherte die Waffe mit unsicherer Hand und zielte im Beidhandanschlag auf den Rücken des Besessenen. Doch ehe er den Stecher durchziehen konnte, verschwand der Mann aus dem Schußfeld.

Dann mußte der Besessene in seinem Haus sterben! Grizzard schmiedete einen neuen Plan. Die geweihten Silberkugeln würde Nantwick niederstrecken, und die Kraft, die in ihr steckte, würde im Körper des Besessenen frei werden.

So konnte sich Sardos Macht nicht sofort voll entfalten.

Ehe er sich gesammelt hatte, mußte Addison Grizzard gehandelt haben. Dann war Sardo unweigerlich verloren.

Abermals schlich der Parapsychologe auf das Gebäude zu. Als er die Terrasse betreten wollte, stieß er gegen ein unsichtbares Hindernis.

Gleichzeitig bekam er einen starken elektrischen Schlag, der ihn zurückschleuderte. Seine Kehle entrang sich ein heiserer Schrei.

Sardo hatte eine magische Wand errichtet. Der Dämon wußte also Bescheid, daß etwas gegen ihn im Gange war.

Nun kam es darauf an, ob es Addison Grizzard gelang, den Unhold zu überlisten. Gewiß fühlte sich Sardo hinter seiner magischen Wand sicher.

Der Dämon rechnete bestimmt nicht damit, daß jemand dieses Hindernis überwinden konnte. Doch mit Hilfe des magischen Diamantenschneiders war dies Addison Grizzard möglich…

Sardo würde perplex sein, wenn ein Mensch seine Wand zertrümmerte. Möglicherweise würde er an seinen Fähigkeiten zu zweifeln beginnen.

Addison Grizzard machte auf den Absätzen kehrt und lief zum Jeep zurück, um den magischen Diamantenschneider zu holen.

Atemlos erreichte er das Fahrzeug. Schweißnaß war sein Gesicht. Zähe Verbissenheit loderte in seinem Blick.

In dem Moment, wo er sich in den Jeep beugte, vernahm er hinter sich ein teuflisches Lachen. Wie von der Tarantel gestochen fuhr er herum.

Drei Yards von ihm entfernt stand Nico Nantwick. Der Besessene grinste gemein. Addison Grizzards Hand zuckte zum Revolver.

Er riß ihn aus dem Gürtel, doch er kam nicht mehr dazu, die Waffe abzufeuern, denn Sardo verließ in Gedankenschnelle den Wirtskörper.

Zischend schoß eine Stichflamme zum Nachthimmel empor. Sie war so grell, daß Addison Grizzard die Augen schließen mußte.

Er erhielt einen kraftvollen Stoß, kippte nach hinten weg und landete im Jeep. Er war völlig durcheinander.

Obwohl er den Motor nicht gestartet hatte, hörte er ihn brummen. Und obwohl er das Fahrzeug nicht in Gang gebracht hatte, fuhr es an.

Addison Grizzard öffnete die Augen. Der Jeep gewann rasch an Fahrt. Grizzard bemerkte, daß er hinter dem Steuer des Wagens saß.

Aber er hatte keinerlei Einfluß auf das Fahrverhalten des Jeeps. Das Fahrzeug machte, was es wollte. Weder Sardo noch Nico Nantwick waren zu sehen. Sardos dämonische Kraft trieb den Jeep immer schneller an.

Mit dröhnendem Motor raste das Fahrzeug durch die Dunkelheit.

Es war eine schreckliche Höllenfahrt, die Addison Grizzard nicht stoppen konnte. Er klammerte sich entsetzt an das Lenkrad, das sich leer durchdrehte, wenn er den Kurs ändern wollte.

Er trat mit voller Wucht auf das Bremspedal, trat es bis zum Wagenboden durch, ohne damit auch nur die geringste Wirkung zu erzielen.

Ihm wurde schwarz vor Augen. Er stemmte seinen linken Fuß auf die Kupplung. Gleichfalls ohne Erfolg.

Der Jeep raste unaufhaltsam weiter. Addison Grizzard wurde in dem Wagen hin und her geschleudert. Die Straße wurde jetzt kurvenreich.

Der Parapsychologe riß die Augen auf. Mit diesem Tempo konnte er die nächste Kurve unmöglich schaffen.

Bäume standen am Straßenrand. Grizzard rechnete damit, in wenigen Augenblicken dagegenzuprallen.

Ihm schoß durch den Kopf, daß er vielleicht noch eine Chance hatte, wenn er augenblicklich aus dem Jeep sprang.

Aber dann erkannte er, daß ein Sprung aus dem Wagen bei dieser mörderischen Geschwindigkeit ebenfalls sein sicheres Ende gewesen wäre.

In Sekundenschnelle kam die Kurve näher. Und mit ihr die Bäume mit den mächtigen Stämmen. Vergeblich drehte Addison Grizzard am Lenkrad.

Verzweifelt preßte er die Kiefer zusammen.

Als nur noch ein Sekundenbruchteil bis zum tödlichen Aufprall fehlte, schloß der Parapsychologe die Augen.

Er gab sich auf. Er hatte zu hoch gereizt und alles verloren.

Doch der Aufprall blieb aus. Dem Dämon gefiel es, seinem Opfer

noch einige Minuten zu schenken. Sardo verlängerte Addison Grizzards Todesangst. So etwas tun Dämonen mit Vorliebe.

Manchmal lassen sie ihre Opfer neue Hoffnung schöpfen, ehe sie dann unvermittelt und tödlich zuschlagen.

Addison Grizzard traute seinen Augen nicht. Die Kurve lag bereits hinter ihm. Das blutige Ende am Baum war ihm erspart geblieben.

Er glaubte, sein ledernes Amulett hätte ihn vor dem Schlimmsten bewahrt, doch er irrte sich.

Nichts konnte ihn vor der Macht der Schwarzen Magie schützen.

Der Jeep beschleunigte. Er raste wie ein Rennwagen, und er verdoppelte diese enorme Geschwindigkeit noch.

Plötzlich kein Rumpeln und Schütteln mehr!

Addison Grizzard warf einen verwirrten Blick auf die Straße. Geschockt stellte er fest, daß die Räder die Bodenhaftung verloren hatten.

Tatsächlich, der Jeep hatte von der Straße abgehoben. Er wurde von der Kraft des Bösen getragen.

Die Horrorfahrt ging weiter!

Fünfzig Yards lagen bald unter dem Jeep. Wenig später waren es hundert Yards. Dann hundertfünfzig. Dann zweihundert…

Und plötzlich sah der Parapsychologe den Dämon. Groß und mächtig stand Sardo in der Luft. Er hob die gewaltige Faust, und als der Jeep in seine Reichweite kam, schlug er mit unvorstellbarer Kraft zu.

Kein Mensch wäre in der Lage gewesen, diesen schmetternden Schlag zu überleben. Als der völlig zertrümmerte Wagen auf die Erde krachte, war Addison Grizzard bereits nicht mehr am Leben.

***

Suko verschlang sein Frühstück, als hätte er an diesem Morgen einen mehrtägigen Hungerstreik beendet. Ich wollte ihm den Appetit nicht verderben, deshalb erzählte ich ihm noch nichts vom Auftritt des Schwarzen Todes in der vergangenen Nacht.

Erst als sich mein chinesischer Partner zufrieden mit der weißen Stoff Serviette die Lippen abtupfte, berichtete ich davon.

»Er ist also der Initiator all der Dinge, die bisher vorgefallen sind«, sagte Suko grimmig.

»Ich möchte es anders formulieren: der Schwarze Tod hat Sardo aus seinem Felsengrab befreit und ihn wiedererstarken lassen. Sardo führt nicht Befehle des Schwarzen Todes aus. Aber alles, was Sardo anstellt, ist im Sinne meines Supergegners.«

»Sardo ist dessen Vasall«, meinte Suko.

Ich nickte. »Ich habe in der vergangenen Nacht nicht viel geschlafen, daher hatte ich Zeit, gründlich über unser Problem nachzudenken.«

»Was ist dabei herausgekommen?«

»Wenn Sardo Böses tut, wird dies dem Schwarzen Tod in der Hölle gutgeschrieben, denn ohne ihn wäre der Dämon nicht freigekommen. Mit jeder neuen Schreckenstat, die Sardo begeht, steigt der Schwarze Tod demzufolge im Ansehen. Das wiederum bringt ihm mehr Macht über die zahlreichen Dämonensippen ein…«

Suko nickte nachdenklich. »Das leuchtet mir ein. Mit Hilfe von Sardos Taten wächst die Größe des Schwarzen Todes.«

»Und das kann doch Myxin, dem Magier, unmöglich gefallen«, sagte ich mit einem verschmitzten Lächeln.

Suko hob die rechte Braue. »Oho, da höre ich etwas läuten, John!«

Myxin, der Magier, war der erbittertste Gegner des Schwarzen Todes. Schon in Atlantis hatten sich die beiden bekämpft. Damals ging es um die Vorherrschaft im Reich der Finsternis.

Myxin verlor den Kampf, und der Schwarze Tod versetzte ihn in einen zehntausendjährigen Schlaf, aus dem ihn Suko und ich befreiten.

Seither versuchte Myxin, die rechte Hand des Teufels zu werden. Bisher war es ihm aber noch nicht gelungen, den Schwarzen Tod von seinem Platz zu verdrängen.

Aber er wischte seinem Gegner bei jeder Gelegenheit eins aus, und es konnte unmöglich in seinem Sinn sein, wenn Sardo hier in Australien für den Schwarzen Tod Lorbeeren einheimste.

Ich wollte mir die Buhlschaft der beiden zunutze machen.

Mit Myxins Hilfe würde es mir gewiß gelingen, Sardo zu vernichten.

Suko rümpfte die Nase, als ich ihm meine Überlegungen darlegte. »Das hörte sich zwar gut an, John, aber es will mir nicht so richtig gefallen. Myxin war noch nie dein Freund. Er wird es auch niemals werden. Er ist unser Feind, und wenn sich ihm eine Gelegenheit bietet, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wird er es tun. Du weißt, wie ich das meine. Er könnte nicht nur Sardo, sondern auch uns austricksen.«

Ich hob die Schultern. »Wir haben keine andere Wahl, Suko. Ich muß dieses Risiko auf mich nehmen. Nur wenn ich mich mit Myxin verbünde, können wir Sardo vernichten. Wenn wir allein gegen den mächtigen Dämon antreten würden, wäre dies unser sicheres Ende. Ich kann mir nicht vorstellen, daß du den Wunsch hast, in so jungen Jahren schon abzutreten.«

»Ich möchte dich nur darauf hingewiesen haben, daß die Sache auch ins Auge gehen kann.«

»Das«, erwiderte ich schmunzelnd, »wäre mir auch so klar gewesen.«

»Dann ist es gut.«

***

Als Noah Nantwick die Nachrichten hörte, erfuhr er von Addison

Grizzards schrecklichem Tod. Er wußte sofort, wer dafür verantwortlich zu machen war, und er wurde bleich bis zu den Lippen.

Erregt ging er in seiner Atelierwohnung auf und ab. Grizzard hatte mit seinem Vorhaben, die Stadt vor Sardo zu retten, Schiffbruch erlitten.

Nun gab es wohl niemanden mehr, der den Mut aufbringen würde, sich dem Dämon entgegenzustellen. Würde nun das geschehen, was der Parapsychologe vorausgesagt hatte?

Würde der Dämon Melbourne dem Erdboden gleichmachen?

Noah Nantwick blickte auf seine Hände. Sie zitterten. Was sollte er tun? Addison Grizzard hatte ihn mit einem Wissen belastet, das er nicht für sich behalten durfte.

Oder sollte er selbst versuchen, gegen seinen besessenen Bruder anzutreten? Noah schüttelte bei diesem Gedanken heftig den Kopf.

Addison Grizzard war bestimmt mit einer Vielzahl von magischen Waffen gewappnet gewesen. Dennoch hatte ihn Sardo vernichtet.

Wie leicht würde es Sardo erst fallen, ihn, Noah Nantwick, zu erledigen. Nein, es wäre purer Wahnwitz gewesen, sich schutzlos gegen Sardo zu stellen.

Durfte er aber den Kopf einfach in den Sand stecken? Vielleicht gab es noch eine Möglichkeit, Sardo zu bezwingen.

Dazu war es aber notwendig, daß diejenigen, die sich auf einen Kampf gegen den Dämon einlassen wollten, Sardos Versteck kannten.

Noah Nantwick blieb stehen. Er selbst konnte nichts mehr tun, aber er konnte Addison Grizzards Wissen weitergeben. An die Polizei!

Angestrengt dachte der Maler nach. Wie hieß doch der Inspektor, der sich mit den Fällen befaßte, die Sardo anzulasten waren?

Der Name fiel Noah Nantwick nicht ein. Er öffnete den Wandschrank und kramte die alten Zeitungen hervor, die er darin aufbewahrte.

Drei Minuten später wußte er, daß der Inspektor Brydon Tillinger hieß. Nervös verließ der junge Maler seine Atelierwohnung.

Er setzte sich in seinen Wagen und fuhr zum Präsidium.

Dort angelangt, fragte er sich zu Inspektor Tillingers Office durch. Aber er hatte Pech. Brydon Tillinger war nicht im Haus.

Ein dicker Sergeant mit rosigen Wangen und gutmütigen Augen – sein Name war Colin Gold – sagte: »Möchten Sie nicht mit mir vorliebnehmen, Mr. Nantwick?«

Noah Nantwick schüttelte entschieden den Kopf. »Ich will mit dem Inspektor persönlich sprechen, Sergeant.«

Colin Gold zuckte mit den Schultern und erwiderte gleichmütig: »Okay.« Er wies auf einen Stuhl. »Ich erwarte Inspektor Tillinger in Kürze zurück. Wenn Sie so lange warten möchten…«

Nantwick nahm Platz. Aber er saß wie auf glühenden Nadeln. Der

Sergeant widmete sich wieder der Arbeit.

Zehn Minuten später traf Brydon Tillinger ein. Er nahm Noah Nantwick mit in sein angrenzendes Büro.

Der junge Maler setzte sich auf den Besucherstuhl. Brydon Tillinger zog sich hinter seinen Schreibtisch zurück.

Er legte die Handflächen gegeneinander, als wollte er beten. »Was kann ich für Sie tun, Mr. Nantwick?«

»Es ist Ihre Aufgabe, dem schrecklichen Treiben in dieser Stadt ein Ende zu setzen, nicht wahr, Inspektor?« Mit einer fahrigen Bewegung wischte sich Noah Nantwick über die Augen. »Mein Gott, es ist so schwer, den richtigen Kurs zu finden. Ich bin mit Addison Grizzard bekannt… Das heißt: ich war es. Grizzard lebt nicht mehr. Sardo hat ihn umgebracht.«

»Sind Sie sicher?« fragte Brydon Tillinger aufhorchend.

»Sein Wagen lag total zertrümmert auf der Straße. Der Nachrichtensprecher sagte, es hätte den Anschein, als wäre der Jeep aus großer Höhe abgestürzt. Unter normalen Umständen wäre das undenkbar, denn die Gegend, wo Grizzards Jeep lag, ist flach wie ein Brett. Nur Sardo kann den Wagen hochgehoben und auf die Straße geschleudert haben.«

Der Inspektor zündete sich eine Zigarette an.

Geduldig wartete er, bis Noah Nantwick weitersprach.

Der Maler sagte: »Addison Grizzard war Parapsychologe…«

»Das ist mir bekannt«, erwiderte Tillinger.

»Er war gestern bei mir und bat mich, meinen Bruder Nico zu töten.«

»Was?« Brydon Tillinger wäre beinahe die Zigarette aus der Hand gefallen.

»Sardo verbirgt sich in einem Wirtskörper«, sagte Noah Nantwick ernst. »Und Addison Grizzard stellte zweifelsfrei fest, daß es sich bei diesem Wirtskörper um meinen Bruder handelt. Sardo versteckt sich in Nico, verstehen Sie? Und Addison Grizzard vertrat die Auffassung, daß man Sardo die Gelegenheit nehmen müsse, sich zu verbergen. Das wäre aber nur möglich, wenn man Nico töten würde. Und bevor sich Sardo dann einen neuen Wirtskörper suchen könne, müsse man zuschlagen. Grizzard bat mich inständig, Nico zu töten. Er meinte, ich könne mich ihm nähern, ohne daß der Dämon sofort Verdacht schöpfe. Aber ich lehnte ab, und so entschloß sich Addison Grizzard, es selbst zu tun. Er wollte die Menschen in dieser Stadt von dem Dämon befreien. Ich weiß nicht, was er angestellt hat. Ich weiß nur, daß es nicht geklappt hat. Mein Bruder ist nach wie vor von Sardo besessen. Bald werden neue Schreckenstaten folgen, denn Sardo will sich ständig in seiner Bosheit, Gemeinheit und Grausamkeit steigern. Er will sich mit jedem neuen Tag selbst übertreffen.«

Brydon Tillingers rechte Hand schnellte vor.

Er nahm den Telefonhörer auf.
Was er eben erfahren hatte, mußte er sofort an den Geisterjäger aus London weitergeben…

***

Wir saßen in Brydon Tillingers Büro. Noah Nantwick hatte alles, was er dem Inspektor erzählt hatte, für Suko und mich wiederholt.
Nun überlegten wir gemeinsam. Endlich wußten wir, wo sich der gefährliche Dämon verbarg. Jetzt war es wichtig festzulegen, wie wir gegen Sardo vorgehen würden.
Der junge Maler räusperte sich. Er schaute mir verzweifelt in die Augen.
»Gibt es keine Möglichkeit, das Leben meines Bruders zu schonen, Oberinspektor Sinclair? Ist es wirklich so, wie Addison Grizzard sagte? Muß Nico geopfert werden? Ich meine, Nico kann doch nichts dafür, daß sich der Dämon ausgerechnet ihn ausgesucht hat. Dieses Mißgeschick hätte mich ebensogut treffen können, denn ich war dabei, als Sardo sich im Leib meines Bruders einnistete. Allerdings hatte ich davon keine Ahnung.«
Noah Nantwick erzählte, wie sich das abgespielt hatte. Wir erfuhren, daß Nico Nantwick für kurze Zeit verschwunden gewesen war, und als er dann wieder aufgetaucht war, war er verändert gewesen.
»Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß Ihr Bruder mit heiler Haut davonkommt, Mr. Nantwick«, sagte ich ernst. »Denn ich weiß nicht, wie Sardo sich in den nächsten Stunden verhalten wird. Aber eines verspreche ich Ihnen. Ich werde nichts unversucht lassen, um Ihren Bruder den Klauen des Dämons zu entreißen. Ob es mir gelingen wird, steht im Moment leider noch auf einem anderen Blatt. Niemand weiß es.«
Ich erhob mich.
Mein Partner stand gleichfalls auf.
»Entschuldigen Sie mich nun«, sagte ich. »Bevor ich zu Sardo gehe, muß ich noch einige Vorbereitungen treffen.«
»Sinclair«, keuchte Brydon Tillinger erregt. »Erfahre ich denn nicht, was Sie vorhaben?«
»Doch.«
»Wann?«
»Ich rufe Sie an, sobald ich meine Vorbereitungen abgeschlossen habe.«
Inspektor Tillinger fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Er schüttelte mit skeptischer Miene den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß das gutgeht, Sinclair. Sardo wird Sie genauso grausam umbringen, wie er Addison Grizzard getötet hat.«
»Damit das nicht geschieht«, gab ich zurück, »werde ich mich der

Hilfe eines ihm ebenbürtigen Gegners versichern.« Ich nickte Tillinger und Nantwick zu. »Gentlemen.«

Suko verließ mit mir das Office des Inspektors. Ein Taxi brachte uns zum Hotel zurück. Wir sprachen kein Wort.

Das bevorstehende Ereignis warf seinen düsteren Schatten über uns. Wir hingen unseren Gedanken nach.

Ich betrat mein Zimmer, Suko trat hinter mir ein.

»Zieh die Vorhänge zu«, bat ich meinen Freund und Kampfgefährten. »Und laß die Jalousien herunter. Ich möchte, daß es hier drinnen so finster wie möglich ist.«

Während Suko sich an die Arbeit machte, schaltete ich die Deckenleuchte ein. Dann holte ich meinen Einsatzkoffer.

Er besaß ein Sicherheitsschloß. Machte sich ein Unbefugter daran zu schaffen, strömte aus verborgenen Düsen ein betäubendes Gas aus.

Ich klappte den Deckel hoch. Die Fächer waren mit blutrotem Samt ausgelegt. Ich entnahm dem Koffer sieben schwarze Kerzen und ein Stück magische Kreide. Dann räumte ich den Tisch ab, zeichnete ein großes weißmagisches Symbol darauf, stellte die sieben Kerzen in einer bestimmten Formation darum herum und zündete sie an.

Inzwischen hatte Suko den Raum verdunkelt. Ich schaltete die Deckenleuchte ab. Der Raum wurde nur noch vom flackernden Kerzenschein erhellt.

Das warme Kerzenlicht warf meinen Schatten an die Wand. Suko kam zu mir. Ich sagte: »Laß mich jetzt bitte allein.«

»Sollte ich zur Sicherheit nicht lieber doch…«

»Ich möchte allein sein. Geh.«

»Na schön«, brummte der Chinese, »Vergiß nicht, ich bin in deiner Nähe. Und ich bin auf dem Sprung. Ein Ruf genügt, und ich bin zur Stelle.«

Ich nickte. Er war besorgt um mich. Ein wahrer Freund. »Geh jetzt«, sagte ich leise, und Suko machte die Tür von außen zu.

Ich war allein und besann mich der Beschwörungsformel, die den Kontakt mit dem Schattenreich herstellte.

Mit fester Stimme sprach ich sie. Die Formel durchdrang Zeit und Raum. Sie durchstieß Parallelwelten und tauchte hinab in die unauslotbaren Tiefen des Grauens.

Und sie erreichten schließlich Myxin, den mächtigen Magier – den erbittertsten Gegner des Schwarzen Todes.

Mein Blick war starr auf die sieben Kerzen gerichtet, denn in ihrer Mitte mußte Myxin erscheinen, wenn er meiner Aufforderung nachkam.

Selbstverständlich konnte ich ihn nicht zwingen, sich mir zu zeigen. Es würde nur geschehen, wenn er es wollte.

Plötzlich begannen die Flammen nervös zu zucken. Inmitten des

magischen Zeichens fing die Luft geheimnisvoll zu knistern an.
Ein Glutkern entstand.
Mein Herz schlug schneller. Myxin war daran interessiert, mit mir zu sprechen. Ich konnte sicher sein, daß er in wenigen Augenblicken vor mir auf dem Tisch stehen würde.
Der Glutkeim wuchs unglaublich schnell. In ihm bildete sich eine relativ kleine Gestalt. Das Glühen nahm ab, und einen Herzschlag später stand Myxin vor mir, wie ich ihn kannte.
Seine Haut schimmerte grünlich. Er trug einen schwarzen wallenden Umhang. Das Wams war so rot, als wäre es vor wenigen Augenblicken erst in Blut getaucht worden.
»Was willst du, Sinclair? Aus welchem Grund hast du mich gerufen?«
Er wußte es, ich war ganz sicher. Aber ich tat ihm den Gefallen und sagte ihm: »Ich möchte mich mit dir verbünden, Myxin.«
»Gegen wen?«
»Gegen einen Vasallen deines größten Feindes. Der Dämon heißt Sardo. Er ist so mächtig, daß ich ohne deine Hilfe mit ihm nicht fertig werden kann.«
»Hoho, ich bin nicht dein Freund, Sinclair.«
»Das weiß ich. Dennoch haben wir beide eines gemeinsam: unsere Feindschaff gegenüber dem Schwarzen Tod. Du möchtest nicht, daß er zu mächtig wird. Ich will es auch nicht. Sardo verschafft dem Schwarzen Tod in der Hölle Ruhm und Ansehen.«
»Ich weiß!« knirschte Myxin.
»Wenn ich ihm nicht das Handwerk lege, wird er immer schrecklichere Taten vollbringen, und der Schwarze Tod wird sich damit rühmen. Er wird sich mit diesen Federn schmücken!«
»Er hat damit bereits begonnen«, knurrte Myxin.
»Du könntest den Höhenflug des Schwarzen Todes stoppen«, sagte ich nachdrücklich. »Hilf mir, Sardo zur Strecke zu bringen. Seine Niederlage wird indirekt auch eine Niederlage des Schwarzen Todes sein!«
Myxins Augen begannen zu glühen. »Die Sache gilt, Sinclair! Aber ich tu's nicht, um dir einen Gefallen zu erweisen. Ich tu's auch nicht, um die Menschen, die in dieser Stadt wohnen, zu retten. Ich tu's nur aus einem einzigen Grund: Ich will dadurch dem Schwarzen Tod wieder eins auswischen!«
»Es ist mir gleichgültig, weshalb du mir hilfst. Hauptsache, ich kann mit deiner Unterstützung rechnen.«
»Das kannst du, Sinclair. Ziehe los und sage Sardo den Kampf an. Ich werde dasein, wenn du mich brauchst.«
Die Luft fing zu flimmern an. Myxin, der Magier, verging.
Ich war wieder einmal mit ihm ein Bündnis eingegangen.
Dort, wo der Magier gestanden hatte, lagen nur ein Silberschwert

und ein silberner Speer. Mir fiel ein, was ich von Inspektor Tillinger erfahren hatte: der doppelte Dämon mußte zweimal und auf verschiedene Weise getötet werden. Myxin hatte damit diesen beiden Waffen Rechnung getragen.

Ich machte Licht, blies die Kerzen aus und holte Suko.

Der Chinese schaute sich lauernd in meinem Zimmer um. »War er bereits da?«

»Ja«, antwortete ich. »Und das hat er zurückgelassen.« Ich wies auf das Schwert und den Speer. »Wofür entscheidest du dich?«

»Ich nehme den Speer, wenn du nichts dagegen hast«, sagte mein. Partner.

»Dann nehme ich das Schwert.«

»Wird uns Myxin unterstützen?«

»Er sagte, er würde dasein, wenn wir ihn brauchen.«

Suko seufzte. »Na, hoffentlich hält er auch Wort.«

»Darauf müssen wir uns wohl oder übel verlassen.«

Wie versprochen, setzte ich mich mit Inspektor Tillinger in Verbindung. Noah Nantwick war noch bei ihm.

Ich sagte dem Inspektor, wie ich gegen Sardo vorzugehen gedachte: »Ich werde mir einen Leihwagen nehmen und mit meinem Partner zu Nico Nantwicks Farm hinausfahren. Dort werde ich Sardo auffordern, sich nicht länger in dem Farmer zu verkriechen, sondern sich zum Kampf zu stellen. Ich bin sicher, daß er die Herausforderung annehmen wird. Er hält sich schließlich für unbezwingbar, und er läßt sich die Gelegenheit, mich zu vernichten, sicherlich nicht entgehen.«

Brydon Tillinger war nicht wohl. Ich hörte ihn ächzen. »Wenn das bloß gutgeht, Sinclair.«

Er sagte, er würde mit seinen Männern so nahe wie möglich an die Farm heranfahren. Ein paar Scharfschützen würde er mitbringen, die uns vielleicht unterstützen konnten, falls wir allein mit dem Dämon nicht zu Rande kommen sollten.

Ich hörte Noah Nantwick sagen, daß auch er unbedingt in der Nähe sein wolle. Ich konnte den jungen Maler verstehen.

Er bangte um das Leben seines Bruders.

Nachdem alles gesagt war, was es zu erwähnen gab, legte ich den Hörer in die Gabel zurück. Suko blickte mich ernst an. »Na denn, John. Viel Glück.«

Ich griff nach dem Silberschwert, das mir Myxin, der Magier, überlassen hatte. »Danke«, erwiderte ich.

Dann verließen wir das Zimmer.

Unsere Zukunft war schon lange nicht mehr so ungewiß gewesen wie an diesem Tag!

***

Von weitem schon sahen wir das flache Gebäude der Schafzuchtfarm. Die Sonne versuchte, uns Löcher in den Kopf zu brennen.

Wir saßen in einem offenen Geländewagen, den ich gemietet hatte. Suko lenkte das Fahrzeug souverän. Sein Speer und mein Schwert lagen auf den Rücksitzen.

Waffen, die wir bestimmt nicht behalten durften. Myxin würde sie wieder an sich nehmen, denn in ihnen befanden sich magische Kräfte, die wir auch gegen den kleinen Magier und dessen Komplizen hätten einsetzen können. Myxin war nicht auf den Kopf gefallen.

Nie und nimmer würde er uns seine Waffen überlassen. Sie waren nur Leihgaben. Nur für diesen Kampf bestimmt.

Suko nahm das Gas etwas zurück. Er schaute mich an. »Soll ich bis an das Gebäude heranfahren, John?«

Ich nickte. »Wir werden Sardo nichts verbergen. Er soll von Anfang an wissen, was wir vorhaben.«

»Damit reizen wir ihn.«

»Das ist meine Absicht. Wenn wir Glück haben, macht ihn seine Wut blind.«

»Und wenn wir Pech haben, bringt uns seine Wut um.«

»Das wird Myxin zu verhindern wissen.«

Suko wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob es richtig ist, daß du dich so sehr auf den Magier verläßt.«

»Es liegt in seinem Interesse, daß Sardo vernichtet wird, das weißt du doch«, sagte ich. »Deshalb wird Myxin zu seinem Versprechen stehen.«

Der Chinese lenkte den Geländewagen bis vor die Farm.

Während ich aus dem Fahrzeug kletterte, warf ich einen Blick über die Schulter. In der Ferne sah ich etwas im Sonnenlicht blinken. Glas. Dort hielten sich vermutlich Inspektor Tillinger und seine Männer auf.

Sie beobachteten uns mit ihren starken Ferngläsern.

Ich griff nach dem Silberschwert. Ich wußte, wieviel für meinen Partner und mich auf dem Spiel stand. Wenn Myxin uns hängenließ, waren wir geliefert.

Dann zerriß uns der Dämon in der Luft!

Das Silberschwert war so lang wie mein Arm. Es war schwer. Die scharfe Klinge blitzte im grellen Licht der Sonne.

Mir war heiß. Mein Hemd klebte an meinem Körper. Suko bewaffnete sich mit dem magischen Silberspeer. Er stellte sich neben mich.

»Wollen wir hineingehen?« fragte mein chinesischer Partner.

Ich schüttelte mit finsterer Miene den Kopf. »Er wird herauskommen. Ich gehe jede Wette ein, daß er bereits weiß, wer vor seinem Haus steht. Ihm ist sicherlich auch bekannt, aus welchem Grund wir hier sind.«

Kaum hatte ich ausgesprochen, da öffnete sich die Tür.

Nico Nantwick erschien. Da er große Ähnlichkeit mit Noah Nantwick hatte, wußte ich sofort, wen ich vor mir hatte.

Hinter ihm trat seine Frau Mildred aus dem Haus. Sie blickte uns verwundert an.

Sie war ahnungslos, hatte keinen Schimmer, daß sich im Körper ihres Mannes ein Dämon verbarg. Außerdem war meine und Sukos Bewaffnung reichlich ungewöhnlich.

Verwirrt fuhr sie sich mit den schlanken Fingern durch das rote Haar. Sie ging drei Schritte und blieb dann stehen.

Nico Nantwick ging jedoch weiter.

Fünf Yards vor uns stoppte er. Ein verächtlicher Ausdruck kerbte sich um seinen Mund.

Er schien sich heimlich über unsere Waffen lustig zu machen. Mich störte das nicht. Es gibt ein weises Sprichwort: Wer zuletzt lacht…

Nantwick musterte zuerst Suko von Kopf bis Fuß und dann mich. Der Besessene fürchtete uns nicht. Er war der Ansicht, daß er uns weit überlegen wäre.

Ich war sicher, daß er wußte, wen er vor sich hatte. Aber er tat so, als hätte er keine Ahnung.

»Darf ich fragen, was Sie hier wollen?« fragte er abweisend. »Was sind das für seltsame Waffen, die Sie da bei sich haben?«

»Das Spiel ist aus, Sardo!« sagte ich schneidend.

Nantwick stellte sich dumm. »Wie haben Sie mich genannt? Sardo? Mein Name ist Nantwick. Nico Nantwick!«

»Okay. Nico Nantwick, der von Sardo Besessene!«

Mildred Nantwick fuhr sich erschrocken an die Lippen. Mit einemmal fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Nico hatte sich sehr zu seinem Nachteil verändert.

Er war ihr aus dem Weg gegangen. Er war häufig außer Haus gewesen. Er hatte sich so benommen, als wäre er nicht mehr er selbst.

Soeben hatte ich ihr die Augen geöffnet. Sie schwankte vor Entsetzen. Wir konnten uns nicht um sie kümmern. Sie mußte mit ihrem Schock selbst fertig werden.

Nico Nantwick grinste gemein. »Was soll das, Sinclair? Sie stellen hier Behauptungen auf, die Sie nicht beweisen können!«

»Woher wissen Sie, daß ich Sinclair heiße?« gab ich zurück.

»Sie haben vorhin Ihren Namen genannt.«

»Das habe ich nicht!« Ich merkte, wie mir der Schweiß in dicken Perlen auf die Stirn trat. Ich umklammerte den Griff des magischen Silberschwerts fester und rief: »Verstecke dich nicht mehr länger wie eine feige Memme in diesem Mann, Sardo! Verlassen den Wirtskörper! Zeig dich uns! Stell dich zum Kampf!« Nico Nantwick lachte.

Aber aus seinem Mund kam nicht mehr das Lachen eines Menschen. Es war ein dämonisches Lachen. Rauh, bösartig, aggressiv!

Wenn es noch einen Zweifel gegeben hätte, ob Sardo in ihm war, dann wäre dieser jetzt zerstreut worden.

Mildred Nantwick hielt bestürzt den Atem an. Ein Dämon im Leib ihres Mannes! Kein Wunder, daß sie darüber fast den Verstand verlor.

Meine Nerven vibrierten. Ich spürte instinktiv, daß es nur noch wenige Augenblicke dauern würde, dann würde der Dämon aus Nico Nantwick hervorbrechen.

Mir schoß durch den Kopf, was Sardo mit dem Zuhälter Sal Banacek und mit dem Museumswärter Blake Rooney gemacht hatte.

Sardos Höllenkraft hatte ausgereicht, um die Eisenbahnschienen auseinanderzubiegen und die Schwellen aus dem Damm reißen.

Er konnte leicht lachen. Wir waren im Vergleich zu ihm kleine Würmer, die er zertreten konnte.

»Heraus mit dir, du Feigling!« rief ich. »Laß uns sehen, wer stärker ist – du oder wir!«

Es war ganz klar, daß er die Herausforderung annahm.

Nico Nantwick riß den Mund auf. Ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das kein Mensch ausstoßen konnte, flog uns entgegen.

Wir wichen einen Schritt zurück. Der Dämon lachte. »Ihr Narren! Ihr Wahnsinnigen! Ihr wollt euch wirklich mit mir messen?«

Ich hob mein Schwert.

Dort, wo sich Nantwicks Herz befand, entstand plötzlich ein grelles Leuchten. Sardo kam!

Er fürchtete uns nicht. Er hatte die Absicht, meine Herausforderung anzunehmen. Er wollte mich und Suko dafür mit dem Tod bestrafen.

Mein Mund trocknete aus. Ich sah, wie das grelle Leuchten rasch an Intensität zunahm. Es breitete sich über Nantwicks ganzen Körper aus, strahlte über dessen Konturen hinaus, nahm an Höhe und Breite ständig zu…

Und nun klang das Lachen des Dämons wie ein böses Donnergrollen.

Sardo trat hervor. Er schälte sich aus dem blendenden Gleißen. Nico Nantwick war nicht mehr zu sehen. Dafür stand der Dämon vor Suko und mir.

Riesengroß! Wir mußten zu ihm aufschauen. Zwerge waren wir gegen ihn. Sein affenähnliches Gesicht verzerrte sich.

Stählerne Muskeln spannten sich unter seiner matt glänzenden Haut. Er ballte seine mächtigen Hände zu furchteinflößenden Fäusten.

Als Mildred Nantwick das Ungeheuer sah, stieß sie einen schrillen Schrei aus. Sie faßte sich an die Schläfen. Furcht und Grauen funkelten in ihren weitaufgerissenen Augen.

Sie wurde mit diesem Horror nicht fertig.

Ihre Beine knickten ein. Sie wurde ohnmächtig und brach zusammen.

»Was sagst du nun, Sinclair?« höhnte der Dämon. »Nennst du mich immer noch einen Feigling? Hast du immer noch die Absicht, mit mir

zu kämpfen?«
»Mein Freund und ich werden dich vernichten!«
»Womit denn, du ausgemachter Idiot! Etwa mit euren Spielzeugwaffen?« Wieder lachte der Dämon so laut, daß es mich in den Ohren schmerzte. »Ich werde mich dem Schwarzen Tod gegenüber dankbar erweisen, indem ich euch zerfetze! Der Schwarze Tod hat mich befreit! Nun werde ich ihm eure Seelen zum Geschenk machen!«
Ein fürchterlicher Krach ließ uns zusammenzucken.
Der Dämon hatte sich bis zur Hüfte gespalten. Er hatte jetzt zwei Köpfe und vier Arme. Einen Lidschlag später teilte er sich vollends.
Nun stand der doppelte Dämon vor uns.
Sardo in zweifacher Ausführung! Die doppelte Gefahr! Wir wichen einen weiteren Schritt vor ihm zurück.
Verflixt, gleich würde es uns an den Kragen gehen. Aber Myxin, der Magier, fand es nicht der Mühe wert, einzugreifen!
Der doppelte Dämon stampfte auf uns zu. Die Erde erbebte unter seinen Füßen. Sardo wollte mich packen. Seine Hand schoß auf mich zu.
Ich warf mich zur Seite und schlug mit dem Silberschwert nach seinen riesigen Fingern. Schwarzes Dämonenblut floß aus der Wunde.
Der Dämon stieß ein schreckliches Wutgeheul aus. »Na warte, Sinclair, das wirst du mir büßen!«
Sardos zweite Hälfte stürzte sich auf meinen chinesischen Partner. Auch Suko konnte sich mit einem wilden Sprung vor dem Zugriff des Dämons retten.
Da riß Sardo sein Höllenmaul auf und blies Suko und mir seinen stickigen Atem entgegen. Mein Freund und ich rangen nach Luft.
In diesem heißen Teufelshauch war nicht genug Sauerstoff. Es bestand Gefahr, daß wir erstickten. Suko fuhr sich an die Kehle.
Ich taumelte. Mir wurde schwarz vor Augen. Wenn jetzt kein Wunder geschah, waren wir dem Dämon auf Gedeih und Verderb ausgeliefert!
Ich dachte an Myxin.
Er hatte nicht Wort gehalten.
Er überließ uns unserem Schicksal!
Meine Kräfte schwanden. Über meine Sinne legte sich ein schwarzer Schleier. Suko erging es genauso. Wir waren kurz vor dem Zusammenbruch. Der Schwertgriff entglitt mir langsam. Ich konnte es nicht verhindern.
Wir waren so gut wie besiegt. Ein weiterer Triumph für Sardo. Der Schwarze Tod würde unsere Seelen bekommen.
Ich bäumte mich verzweifelt und verbissen dagegen auf. Plötzlich vernahm ich ein dumpfes Brausen. Im selben Augenblick bekam ich wieder atembare Luft in meine Lungen.
Ich pumpte mich gierig damit voll. Die entschwundenen Kräfte

kehrten in meinen schlaffen Körper zurück.
Meine Muskeln spannten sich wieder. Ich hielt das schwere Silberschwert wieder fest in meiner Rechten.
Auch Suko erholte sich rasch. Wir hörten Sardo wütend aufbrüllen und blickten nach oben. Der Dämon schlug mit seinen Fäusten wie von Sinnen um sich.
Auf seinem Kopf tanzten grüne Flammenzungen. Myxins magisches Feuer übte einen unvorstellbaren Druck auf den Dämon aus.
Dieser gewaltige Druck bewirkte, daß Sardo allmählich kleiner wurde. Er wehrte sich zornig dagegen. Er versuchte, sich die magischen Flammen vom Schädel zu schlagen, doch es gelang ihm nicht.
Von Sekunde zu Sekunde schrumpfte der Dämon schneller.
Ich warf Suko einen raschen Blick zu. Myxin hatte doch Wort gehalten!
Sardo war so sehr mit dem magischen Feuer beschäftigt, daß er keine Zeit mehr fand, sich uns zu widmen.
Er tobte vor Wut. Er fluchte und schrie.
Und er wurde immer kleiner. Bald war der doppelte Dämon nur noch einen Kopf größer als ich.
Nun sah er bei weitem nicht mehr so furchterregend aus wie noch vor wenigen Augenblicken. Myxins magische Kraft preßte den doppelten Dämon noch mehr zusammen.
Und als Sardo meine Größe erreichte, handelten Suko und ich.
Mein chinesischer Partner holte kraftvoll mit dem Speer aus. Er schleuderte diesen nach Sardos Brust. Das magische Silber durchbohrte den dämonischen Leib.
Die eine Hälfte von Sardo brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Der Dämon wälzte sich auf dem Boden.
Seine Pranken schlossen sich um den Schaft des Speers. Sein affenähnliches Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung. Er wollte den Speer herausreißen, doch dazu fehlte ihm die Kraft. Die magischen Flammen auf seinem Kopf erloschen.
Ein konvulsivisches Zucken durchlief seinen Körper. Dann lag er still. Die Hände lösten sich vom Speerschaft. Der Dämonenleib wurde innerhalb weniger Sekunden durchsichtig wie Glas. Gleich darauf würden die Konturen brüchig.
Knirschend und klirrend löste sich der von Suko getötete Dämon auf.
Es gab Sardo nur noch in einer Ausführung, und auf diese stürzte ich mich mit einem heiseren Kampfgeschrei. Das Silberschwert surrte waagrecht durch die Luft. Ich legte meine ganze Kraft in diesen Streich.
Die blitzende Klinge raste auf den Dämon zu und traf ihr Ziel!
Enthauptet fiel Sardos zweite Hälfte um. Schwarzes Dämonenblut

tränkte die Erde. Mit einer pechartigen Schwärze überzog sich der gesamte Rumpf des Schrecklichen.

Und diese schwarze Farbe wurde gleich darauf zu einem großen, unförmigen Fleck auf dem Boden.

Die Schwärze sickerte in das Erdreich ein und war binnen kurzem nicht mehr vorhanden.

Ich atmete erleichtert auf.

Der Speer, mit dem Suko seinen Gegner getötet hatte, existierte nicht mehr. Ich hielt das magische Silberschwert jedoch noch in der Faust. Aber plötzlich wurde der Griff so furchtbar kalt, daß es mir unmöglich war, das Schwert noch länger festzuhalten.

Meine Finger öffneten sich. Das magische Schwert fiel jedoch nicht zu Boden. Es trotzte der irdischen Schwerkraft, stieg nach oben, als wäre es mit Leichtgas gefüllt, strebte dem Blau des Himmels entgegen und löste sich alsbald in der unendlichen Weite über uns auf.

Ich wußte, daß Myxin in unmittelbarer Nähe war. Er zeigte sich uns zwar nicht, aber wir konnten sicher sein, daß er den Ort seines Triumphes über einen Vasallen des Schwarzen Todes noch nicht verlassen hatte.

***

Plötzlich entdeckte ich Nico Nantwick.

Er lag auf dem Rücken. Sein Gesicht war blaß. Er war ohne Bewußtsein. Ich beugte mich über ihn. Als mein Schatten auf sein Gesicht fiel, schlug er die Augen auf.

Ich erkannte sofort, daß er keine Ahnung hatte, was geschehen war. Er blickte mich verwirrt an.

Suko eilte zu Mildred Nantwick, um sie aus ihrer Ohnmacht zu wecken.

»Wie fühlen Sie sich, Mr. Nantwick?« fragte ich den Schafzüchter.

Er sah mich verstört an. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Sinclair. John Sinclair.«

»Was ist geschehen? Wieso liege ich hier draußen?«

Ich half dem Farmer auf die Beine. Als er sah, daß Mildred ohne Bewußtsein war, lief er mit schwankenden Schritten zu ihr, »Mildred!« rief er »Was ist mit meiner Frau?«

Sie kam zu sich. Als sie Nico Nantwick sah, zuckte sie heftig zusammen. Panische Furcht verzerrte ihr Antlitz.

»Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, Mrs. Nantwick«, sprach Suko beruhigend auf sie ein. »Der Dämon, von dem Ihr Mann besessen war, existiert nicht mehr.«

Nico Nantwick starrte mich entgeistert an. »Was war ich?«

Ich begann vorsichtig zu erzählen. Sein Blick wurde immer ungläubiger. Aber Mildred Nantwick bestätigte meine Worte, denn sie

hatte mit eigenen Augen den Dämon aus ihm hervortreten sehen.
Kein Wunder, daß Nico Nantwick daraufhin zutiefst erschüttert war.
Wir vernahmen Motorenlärm.
Inspektor Brydon Tillinger rückte mit seinen Leuten an. Noah Nantwick sprang aus einem der Fahrzeuge. Er rannte auf Nico zu. Die Brüder fielen sich um den Hals. Sie weinten.
Brydon Tillinger kam auf mich zu. Er schüttelte den Kopf. »Also, wenn ich es durch das Fernglas nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es nicht glauben, Sinclair. Wir werden noch heute eine Pressekonferenz einberufen. Ich werde Sie den Journalisten präsentieren. Man wird Sie gebührend feiern…«
Ich lächelte matt. »Keine Pressekonferenz, Tillinger. Ich bin kein Filmstar. Ich brauche keine Publicity. Ich habe nichts weiter als meine Pflicht getan. Deswegen braucht mich niemand zu feiern.«
»Liebe Güte, warum sind Sie denn so bescheiden, Sinclair? Ein Mann wie Sie…«
»Ich ziehe es vor, im verborgenen zu arbeiten, Tillinger. Weitgehend unbekannt – und dadurch unbelästigt. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie darauf Rücksicht nehmen würden.«
Noah Nantwick trat zu uns. Er wischte sich die Tränen von den Wangen und sagte: »Darf ich kurz stören?«
»Selbstverständlich«, gab ich zurück.
Er streckte mir die Hand entgegen. Ich ergriff sie.
»Ich möchte Ihnen in Mildreds und in Nicos Namen – und natürlich auch in meinem – für all das danken, was Sie für uns getan haben, Oberinspektor Sinclair. Wir werden es Ihnen nie vergessen.«
»Schon gut, Mr. Nantwick.« Der junge Maler drückte auch Sukos Hand.
In Momenten wie diesem wußten mein Freund und ich, daß wir uns für das richtige Leben entschieden hatten.
Ein Leben voller Gefahren war es. Ein Leben in permanentem Kampf gegen die Abgesandten der Hölle.
Ein Leben aber auch voller Freundschaft und inniger Dankbarkeit. Für Suko und mich war klar, daß wir niemals einen anderen Weg beschreiten würden.
Inspektor Tillinger räusperte sich verlegen. Er zuckte mit den Schultern. »Tja, Sinclair, wenn Sie es vorziehen, wie ein Veilchen im verborgenen zu blühen, dann muß ich mich Ihrem Wunsch selbstverständlich beugen.«
»Ich danke Ihnen für Ihre Einsicht.«
»O nein. Sie dürfen nicht mir danken, Sinclair. Ich habe Ihnen zu danken, und zwar im Namen der vielen Menschen, die in Melbourne wohnen. Sie und Ihr Partner Suko haben sie vor dem Bösen gerettet. Gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Sie zu einer kleinen privaten

Feier heute abend in mein Haus einlade.«

Ich schmunzelte. »Die Einladung ist angenommen, Tillinger. Aber ich habe die Pflicht, Sie zu warnen. Suko hat schon große Restaurants leergegessen. Und was das Trinken anlangt: er schlürft am liebsten aus einem Eimer…«

Wir lachten.

Es war ein befreiendes Lachen.

Wir hatten es nötig, nach all dem Höllenstreß, der auf unserer Brust gelastet hatte…

ENDE